

Liste der Bilder des SSW und der Kommentare nach inhaltlichen Serien geordnet

Bildfolgen von 1936—1953

Die Kommentare zum SSW sind schweizerische Realienbücher, verfasst von Fach- und Schulmännern, redigiert von Dr. Martin Simmen, Seminarlehrer, Luzern, derzeit Präsident der Kommission für interkantonale Schulfragen und der Pädagogischen Kommission für das SSW. Die Hefte erscheinen in der Reihe der *Schweizerischen Pädagogischen Schriften*, herausgegeben von einer Studiengruppe der *Kommission für interkantonale Schulfragen des SLV* im Verlage des Schweizerischen Lehrervereins.

Bezug: *Schweiz. Lehrerverein, Postfach 35*, und bei *Ernst Ingold & Cie.*, Vertriebsstelle des SSW, *Herzogenbuchsee* (Bern).

Die Kommentare zur III. und IV. Bildfolge sind in *Sammelheften* erschienen (Preis Fr. 2.50), alle übrigen in *Einzelmonographien*, zu Fr. 1.50.

Bilder im Abonnement: 4 pro Jahr zu Fr. 21.80; Einzelbilder Fr. 7.— (inkl. Wust).

Landschaftstypen

(Die Zahlen bezeichnen die Bildnummern.)

- Nr. 12 **Faltenjura**. Maler: Carl Bieri, Bern.
Einzelkommentar (Alfred Steiner-Baltzer).
- Nr. 24 **Rhonetal bei Sidlers**. Maler: Théodore Pasche, Oron-la-Ville.
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (Hans Adrian, Ernst Furrer, Werner Kämpfen).
- Nr. 29 **Gletscher (Tschierva-Roseg)**. Maler: Viktor Surbek, Bern.
Einzelkommentar (Wilhelm Jost, Franz Donatsch).
- Nr. 37 **Bergsturzgebiet von Goldau**. Maler: Carl Bieri, Bern.
Einzelkommentar (Alfred Steiner, Adolf Bürgli).
- Nr. 60 **Tafeljura**. Maler: Carl Bieri, Bern.
Einzelkommentar (Paul Suter).
- Nr. 61 **Rheinfall**. Maler: Hans Bühler, Neuhausen.
Einzelkommentar (Jakob Hübscher, G. Kummer, O. Schnetzler, A. Steinegger, E. Widmer).
- Nr. 67 **Delta (Maggia)**. Maler: Ugo Zaccheo, Minusio Locarno.
Einzelkommentar (Hs. Brunner, Irene Molinari, Gerhard Simmen).
- Nr. 77 **Blick über das bernische Mittelland**. Maler: Fernand Glauque, Montilier.
Einzelkommentar (Alfred Steiner-Baltzer, Bern).

Pflanzen und Tiere in ihrem Lebensraum

- Nr. 6 **Bergdohlen**. Maler: Fred Stauffer, Wabern.
Einzelkommentar — Alpentiere in ihrem Lebensraum: Dohlen, Murmeltiere (Otto Börlin, Martin Schmid, Alfred Steiner, Hans Zollinger).
- Nr. 7 **Murmeltiere**. Maler: Robert Hainard, Genf.
Kommentar (siehe Nr. 6).
- Nr. 9 **Igelfamilie**. Maler: Robert Hainard, Genf.
Einzelkommentar (Alfred Steiner, Karl Dudli).
- Nr. 17 **Arven in der Kampfzone**. Maler: Fred Stauffer, Wabern.
Sammelkommentar zur 3. Bildfolge (Martin Schmid, Ernst Furrer, Hans Zollinger).
- Nr. 22 **Bergwiese**. Maler: Hans Schwarzenbach, Bern.
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (Hans Glömen †).
- Nr. 26 **Juraviper**. Maler: Paul André Robert, Le Jorat-Orvin.
Einzelkommentar: Zwei einheimische Schlangen (Alfred Steiner).
- Nr. 36 **Vegetation an einem Seeufer**. Maler: P. A. Robert, Orvin.
Einzelkommentar (Walter Höhn, Hans Zollinger), 2. Auflage.
- Nr. 38 **Ringelnattern**. Maler: Walter Linsenmaier, Ebikon bei Luzern.
Kommentar (siehe Nr. 26).
- Nr. 50 **Gemsen**. Maler: Robert Hainard, Genf.
Einzelkommentar (Hans Zollinger).
- Nr. 57 **Adler**. Maler: Robert Hainard, Genf.
Einzelkommentar (Robert Hainard, Willy Huber, Hans Zollinger).
- Nr. 69 **Fuchsfamilie**. Maler: Robert Hainard, Genf. Einzelkommentar (Hs. Zollinger).
- Nr. 78 **Vögel am Futterbrett**. Maler: Adolf Dietrich, Berlingen (Thurgau).
Einzelkommentar (A. Schifferli, Friedr. Frey, Rud. Egli).
- Nr. 82 **Frühlingswald**. Malerin: Marguerite Ammann, Basel.
Einzelkommentar (Alice Hugelshofer, Hans E. Keller, Alfred Surber).

Der Mensch und seine Umwelt — Boden und Arbeit

- Nr. 1 **Obsternte**. Maler: Erik Bohny, Dornach.
Maschinengeschriebener Kommentar (Willi Schohaus, Otto Fröhlich).
- Nr. 10 **Alpfahrt**. Maler: Alois Carigiet, Zürich.
Einzelkommentar (Adrian Imboden, Willi Schohaus), 3. Auflage.
- Nr. 11 **Traubenernte im Waadtland**. Maler: René Martin, Perroy-Rolle.
Einzelkommentar (Charles Greo, Otto Peter †, Moritz Javet).

Kommentare zum Schweizerischen Schulwandbilderwerk
XIX. Bildfolge 1954

Redaktion der Kommentare:

Dr. MARTIN SIMMEN
Seminarlehrer, Luzern
Redaktor der Schweiz. Lehrerzeitung

FRÜHLINGSWALD

Texte von

Hans E. Keller
Rektor, Pratteln
Frau Alice Hugelshofer
Lehrerin, Zürich
Alfred Surber
Lehrer, Zürich



B10 4.2 Früh

Verlag: Schweiz. Lehrerverein, Beckenhof, Zürich 6
Postfach Zürich 35 (Unterstrass)

Weitere Bezugsstelle: Ernst Ingold & Co., Herzogenbuchsee
Vertriebsstelle des Schweiz. Schulwandbilderwerkes

Preis Fr. 2.—

810d

Pädagogische Hochschule Zürich



UM359725

SSW K 12

Reihe der Schweizerischen Pädagogischen Schriften
90. Heft

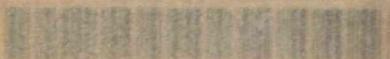


Herausgegeben von der
Studiengruppe für die Schweiz. Pädagogischen Schriften
im Auftrage der
Kommission für interkantonale Schulfragen
des Schweizerischen Lehrervereins
unter Mitwirkung der
Stiftung Lucerna



Alle Rechte vorbehalten

Druck: A.-G. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich



9783039100000

978

Das Schweizerische Schulwandbilderwerk (SSW)

wird mit Unterstützung des Eidgenössischen Departements des Innern und unter Mitwirkung einer Delegation der Eidgenössischen Kommission, der Pädagogischen Kommission für das SSW und der Kommission für interkantonale Schulfragen vom Schweizerischen Lehrerverein herausgegeben

Der Bund finanziert die Entwürfe der Maler und honoriert die druckfertigen Bilder, welche die von der Eidgenössischen Jury für das SSW beauftragten Künstler abliefern.

Die erwähnte, vom Eidgenössischen Departement des Innern ernannte Jury besteht aus vier Mitgliedern aus der Eidgenössischen Kunstkommission oder anderen Vertretern der Maler und aus vier Pädagogen, welche von der Pädagogischen Kommission für das SSW der Wahlbehörde vorgeschlagen werden. Die Jury bestimmt unter der Oberleitung des Sekretärs des Departements des Innern die definitiv zur Ausschreibung gelangenden Bildmotive, die Liste der einzuladenden Künstler und schliesslich die zur Ausführung freigegebenen Entwürfe.

Eine aus einer grösseren Zahl namhafter Pädagogen aus allen Landesteilen und Fachexperten bestehende Pädagogische Kommission für das Schulwandbilderwerk (in welcher die Kommission für interkantonale Schulfragen des Schweizerischen Lehrervereins als organisatorische Basis gesamtthaft mitwirkt und das Präsidium führt) prüft die prämierten Entwürfe auf ihre pädagogische Verwertbarkeit und stellt eventuell Abänderungsanträge. Nach Eingang der definitiv bereinigten Originale nimmt die Pädagogische Kommission für das SSW die Wahl der Jahresbildfolgen vor und stellt dafür in der Regel auch das Druckverfahren fest.

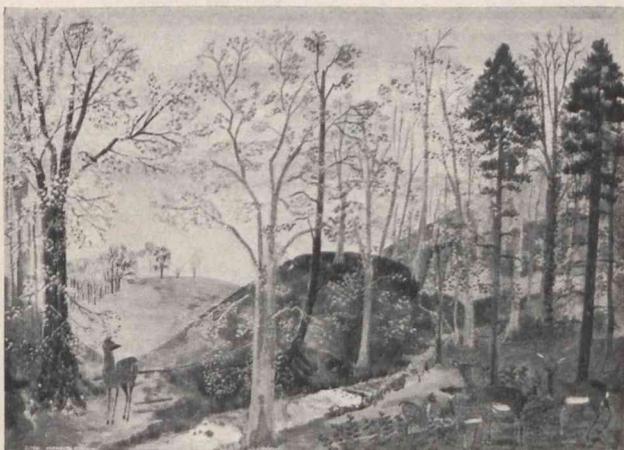
Den rein geschäftlichen Teil, das heisst die Druckverträge und den Vertrieb, besorgt die Firma E. Ingold & Co. in Herzogenbuchsee auf eigene Rechnung und Gefahr. Sie wird von oben genannten Instanzen in bezug auf die Preisbestimmung, die Auswahl der Offizinen und die Druckausführung kontrolliert. Die Ausarbeitung der Bildbeschriebe für das planvoll angelegte Anschauungswerk, die Pressepropaganda und die Herstellung der Kommentare ist Aufgabe der Kommission für interkantonale Schulfragen und ihrer Organe.

Das Werk will den schweizerischen Schülern das mannigfache Bild der Heimat vermitteln und dem Lehrer dazu die geeigneten anschaulichen, einheimischen, von Schweizer Künstlern geschaffenen, würdigen Lehrmittel wohlfeil zur Verfügung stellen.

INHALT

	Seite
Frühling im Buchenwald	5
Buchenwälder	6
Die Buche	8
Die Nadelbäume	11
Der Efeu	12
Unsere Frühblüher im Walde	13
Die Farne <i>Hans E. Keller</i>	22
Die Bildbetrachtung als freies Unterrichtsgespräch in einer Elementarklasse	23
Unterrichtsgespräch	23
Technik und Atmosphäre	24
Das Kunstwerk als Anlass	25
Gegen das Abfragen	26
Gesprächsübungen und Gesprächsführung	27
Die Vorbereitung für ein Unterrichtsgespräch	28
Bildanalyse als Vorbereitung für den Lehrer	28
Mit den Augen der Kinder gesehen	31
Vorgeschichte der Bildbehandlung	33
Der Kuckuck	34
Der Kuckuck und die Geschichte vom verlorenen König- reich	36
Märchenglaube	38
Ahnen und Wissen	39
Das Schulwandbild «Frühlingswald» vor der Klasse	40
Das Gespräch der 1. Gruppe	40
Zweites Gespräch mit der 1. Gruppe	43
Gespräch der 2. Gruppe	44
Nachbetrachtung des Unterrichtsgesprächs	48
Der schriftliche Ausdruck	48
Das Bild als Fundgrube für gebundene Sprachübungen	53
Verfahren in einer ersten oder dritten Klasse	54
	<i>Alice Hugelshofer</i>
Schülergespräch auf der Mittelstufe <i>A. Surber</i>	55

FRÜHLINGSWALD



Serie: Pflanzen und Tiere in ihrem Lebensraum
Malerin: Marguerite Ammann, Basel

Frühling im Buchenwald

*Es deckt der weiche Buchenschlag
Gleich einem grünen Samtgewand,
Soweit mein Auge reichen mag,
Das hügelübergoss'ne Land...*

Gottfried Keller

Wann ist eigentlich der Buchenwald am schönsten? Im Winter freuen wir uns an seinen langschäftigen, silbergrauen Stämmen und den schön geschwungenen Aesten, die an das Masswerk gotischer Dome erinnern. Im Herbst loht der Buchenwald in Gold und Rot und Braun. Herrlich kühl ist's im Sommer unter den prachtvoll gewölbten, grünen Kuppeln. Aber wenn im Frühling das zarte Junglaub aus den braunen Knospen bricht und das Sonnenlicht noch die grüngoldenen Gewänder der herrlichen Bäume zu durchdringen vermag, da ist er doch wohl am schönsten, unser Buchenwald.

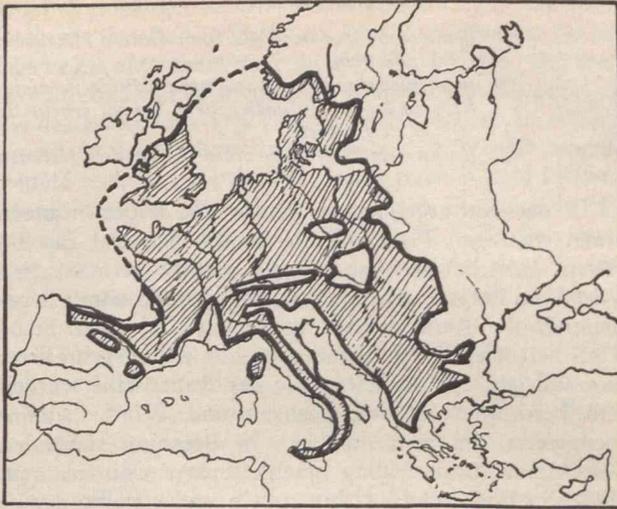
In solchen Maientagen ist unser Schulwandbild «Frühlingswald» entstanden. — Aus grünem Wiesengelande

steigt an mässig steilem Berghang ein Wald empor, in dem zwar die Buche vorherrschend, aber doch nicht Alleinherrscherin ist. Im wirkungsvollen Gegensatz zum lichten Grün der Buchen und ihren hellen Stämmen stehen zwei kraftvolle Rottannen oder Fichten mit ihrem dunkeln Nadelkleid am rechten Bildrand. Ein munteres Bächlein schäumt und quirlt und murmelt durch den Frühlingswald. Mit sanften, grossen Augen blickt eine Rehfamilie in den sonnigen Frühlingstag . . .

BUCHENWÄLDER

gibt es in Europa von der Südspitze der skandinavischen bis zur Südspitze der Apenninen-Halbinsel, von den Pyrenäen bis zu den Karpaten. Gebiete mit ausgesprochenem Kontinentalklima (heissen Sommern, kalten Wintern) vermeidet die Buche allerdings. Auch steigt sie an Südhängen nicht höher als 1500 Meter ü. M., an Nordlagen nicht über 1200 Meter empor. Durch Rodungen und die Bevorzugung schnellwüchsigerer Bäume sind gewaltige Flächen, die früher von der Buche besiedelt waren, für diesen anspruchsvollen Waldbaum verloren gegangen. Ohne menschliche Eingriffe wäre heute noch fast ganz Mitteleuropa *ein* grosser Buchen- und Laubmischwald, denn wo die Buche neben nährstoffreichem Boden genügend Feuchtigkeit und Wärme findet, herrscht sie unumschränkt und unduldsam.

In der Schweiz fallen für den Buchenwald dementsprechend vor allem die teils zu hoch gelegenen, regenarmen und trockenen Längstäler der Rhone und des Inns als klimatisch zu einseitig aus, ebenso zahlreiche kalte Talmulden, steile, trockene Südhänge, ausgesprochene Föhnlagen und kalte, schwere Kalkböden. Ihre südliche Grenze würde ungefähr durch eine Linie Landquart—Erstfeld—Meiringen—Adelboden—Martigny bezeichnet, wobei allerdings das Prätigau und einige vereinzelte Bestände in Graubünden und im Unterwallis noch ins Buchenareal einbezogen werden müssen. Die Buche ist keine eigentliche Kalkpflanze, sondern gedeiht auch auf Urgestein gut, wenn nur ihre nicht geringen Ansprüche an Boden- und Luftfeuchtigkeit sowie ihr Wärmebedürfnis erfüllt werden.



Das Verbreitungsgebiet der Buche in Europa

Etwas vereinfacht kann man sagen, dass die Buche in der Schweiz vor allem die mittleren Berglagen, also den Jura und die Voralpen, bevorzugt, während die Laubmischwälder aus Eiche, Esche, Ahornen, Hainbuchen, etwas Birken und Ulmen mehr das Hügelland und die Talauen besiedeln. Die höchsten Jura- und die eigentlichen Gebirgslagen werden von Nadelwäldern eingenommen.

Je nach Höhenlage und Lokalklima sind die Buchenwälder auch mit Charakterbäumen aus dem Laubmischwald oder dem Nadelwald durchsetzt. Es gibt Buchenwälder mit Weisstannen und Bergahornen, Schluchtwälder mit reichem Farnbestand, Waldgesellschaften von Buchen, Föhren und Kirschbäumen, und in den höheren Lagen treten die langschäftigen Baumformen mehr und mehr zugunsten eigentlicher buschartiger, gedrungener Buchen zurück. Wo der Mensch nicht eingreift, gehen im Buchenwaldverband, wie in allen natürlichen Lebensgemeinschaften, je nach den klimatischen und Bodenverhältnissen, verschiedene Waldgesellschaften ineinander über, wie dies unser Schulwandbild zeigt.

DIE BUCHE

*Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen,
da steht
Eine Buche; man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs erhebt sie
sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen
Schmuck . . . Mörike.*

In der Kulturgeschichte nimmt die Buche insofern einen wichtigen Platz ein, als sie das Material für die ersten schriftlichen Äusserungen unserer germanischen Vorfahren hergab. Auf Buchenstäbe wurden nämlich geheimnisvolle Runenzeichen geschnitzt und diese Stäbe dann bei öffentlichen Beratungen auf ein ausgebreitetes Gewand gestreut. Aus der Lage der Runenstäbe wurden nun bestimmte Schlüsse gezogen und Wörter zusammengesetzt, die man mit dem in Beratung stehenden Gegenstand in Beziehung brachte. Später schnitzte man Bilder in Buchenholz, färbte sie ein und erstellte daraus die ersten Holzschnitte. Gutenberg soll aus Buchenholz seine Lettern geschnitten haben. Die Ausdrücke Buchstaben und Buch stehen offenbar mit der Buche im Zusammenhang.

Zahlreiche Sagen ranken sich vor allem um die Blutbuchen, wie sie an mehreren Orten, im Tirol, in den Vogesen und in Thüringen spontan aufgetreten sind. In der Schweiz sind vor allem die Rotbuchen von Buch am Irchel berühmt geworden. Der Volksmund führt ihre Entstehung auf einen Brudermord in der Zeit grosser Teuerung zurück, als ein Bruder dem andern den Besitz einer Maus streitig machte. Offenbar geht aber die Verehrung von Blutbuchen bis ins Heidentum zurück. Ihre Wurzeln wurden mit dem Blut von Opfertieren begossen und an ihren Zweigen wurden auch die Schädel dieser Tiere befestigt. Blutbuchen waren gebannt, d. h. sie durften nicht gefällt werden, weil den heiligen Bäumen bei Verletzungen blutige Tränen entfliessen sollten. — Marienbuchen sollen das eingewachsene Bild der schmerzenreichen Gottesmutter enthalten haben.

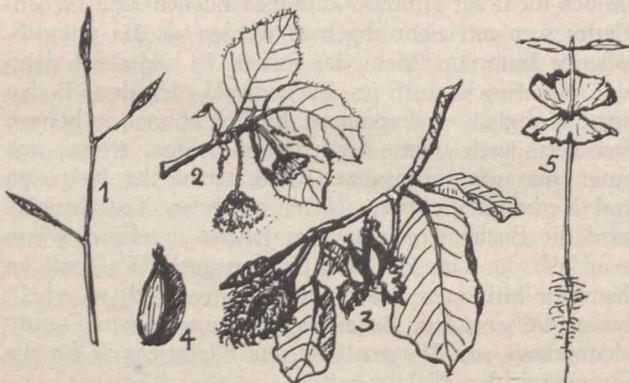
Den Ehrennamen einer «Nährmutter des Waldes» hat die Buche vor allem wegen ihres reichen Laubfalles erhalten, der den Boden mit reichlichem Humus versieht.

Jeder Waldgänger kennt die schuhtiefen Lagen von altem Laub, die den Boden feucht erhalten, damit ihn die Kleintbewesen auflockern und durchlüften können. Die lockere Streuschicht speichert auch ziemlich viel Wasser, was für das Lokalklima von grosser Bedeutung ist. In extrem trockenen Jahren kommt es infolge des Wassermangels freilich nicht zur Humusbildung, da Buchen- und Eichenblätter weniger leicht abgebaut werden als das grün abfallende Laub von Erlen oder Eschen. Es bildet sich dann eine Art Trockentorf im Buchenwald, der dem Boden nicht zuträglich ist. Exponierte Buchen können in heissen Sommern auch unter Rindenbrand leiden, wobei sich unter der aufgesprungenen Rinde schädliche Bakterien und Kerbtiere einnisten. Unter normalen Verhältnissen wird die Buchenstreue in zwei Jahren abgebaut. Wenn man bedenkt, dass in einem Gramm guter Walderde an die zehn Millionen Bakterien enthalten sind, so erhellt daraus die gewaltige Bedeutung des organischen Zusammenwirkens von Wasser, Luft und Kleintierwelt für die Gesundheit des Waldbodens.

Dort, wo die Buche Alleinherrscherin ist, unterdrückt sie sehr unduldsam die Kräuter, Stauden und Sträucher des Waldbodens. Buchenwälder im geschlossenen Bestand sind darum relativ artenarm. Die schöngewölbten Wipfel lassen nur einen kleinen Bruchteil des anfallenden Lichtes auf den Waldboden gelangen. Das zwingt schon die tieferliegenden Aeste und Zweige der Buche selber zur mosaikartigen Anordnung der dünnen Blätter. Wo viel Licht einfällt, bilden sich ganze Polster von Laubwerk.

Die Künstlerin hat in unserm Bilde den Zeitpunkt festgehalten, da die spitzen, braunen Blätterschuppen bereits die von zarten Seidenhaaren umhüllten, lichtgrünen Blätter freigegeben haben. In wenigen Tagen haben sich die zierlich gefalteten Blätter von ihrer winterlichen Hülle befreit und hüllen den Wald in sein lichtgrünes, üppiges Festgewand. Es ist sehr reizvoll, von Tag zu Tag diese «Entwicklung» — in wörtlichstem Sinne — zu beobachten. Zuerst verschwinden die zarten Haare der Blattunterseite, die Falten glätten sich, die braunen Schüppchen fallen zu Boden, und schliesslich verschwinden auch die Wimpernhare des Blattrandes.

Mit der Laubentfaltung im April oder Mai entspiessen den Blattachseln auch die weiblichen und männlichen Blüten der einhäusigen Buche, etwas höher am Spross die zweiblütigen, oft aufrecht stehenden Stempelblüten, und darunter die hängenden, fast kugeligen Staubkätzchen mit dem 5- oder 6spaltigen Perianth und 8—12 Staubblättern.



- 1 = Winterlicher Zweig mit drei Knospen
 2 = Frühlingstrieb mit zwei Staubblüten
 3 = Zweig mit geschlossenem und offenem Fruchtbecher
 4 = Buchnüsschen
 5 = Keimling mit Keim- und Laubblättern

Aus dem dreifächerigen Fruchtknoten mit seinen drei Narben entwickelt sich im Laufe des Sommers und Herbstes die dreikantige Buchecker, das hartschalige Buchnüsschen. Wenn sich der stachelig bewehrte Fruchtbecher öffnet, entfallen den vier Klappen die beiden Nüsschen, die zahlreichen Waldtieren, vor allem den Nagern und Vögeln, willkommene, ölhaltige Nahrung bieten.

Für die Buche bedeutet ein Fruchtjahr eine gewaltige Ausgabe an Nährstoffen, die sie sich nur alle vier bis sechs Jahre leisten kann. Auch wird sie gut 50jährig, bis sie zum erstenmal zum Fruchten kommt. In Samenjahren beträgt der «Aufschlag» — wie der Forstmann die Versamung schwersamiger Bäume nennt — 400 bis 600 Einzelfrüchte auf den Quadratmeter, was 100 bis 125 Gramm entspricht. Im darauffolgenden Frühling ist dann der Bo-

den buchstäblich von den Keimlingen der Buche mit den zwei grossen, dunkelgrünen Keimblättern übersät. Da die Buche aber ziemlich frostempfindlich ist, kann eine einzige Frostnacht den ganzen Samenertrag eines Fruchtjahres vernichten. Der Buchenkeimlingspilz, der Buchenfrostspanner und der Buchenspringrüssler können die Keimlinge und die jungen Blätter stark gefährden, während sich der Buchenkrebs im Stamm und den Aesten zerstörend ausbreitet.

DIE NADELBÄUME

am rechten Bildrand geben uns erwünschte Gelegenheit, die Unterschiede zwischen der *Rottanne oder Fichte*, *Picea excelsa* Link, und der *Weiss- oder Edeltanne*, *Abies alba* Miller, zu erörtern: Bei der Rottanne, dem Baum mit dem grössten Nutzwert, eine pyramidenförmige Tracht, braune Rinde, spitze, kantige Nadeln, hängende Zapfen; bei der Weisstanne eher zylindrische, oben oft abgeflachte Form, graue Rinde, flache Nadel mit zwei weissen Streifen (mit Wachs belegte Rinnen) auf der Unterseite und aufrecht stehenden Zapfen, die zur Zeit der Samenreife, etwa im September, zerfallen. Auf unserm Bilde haben beide Bäume ihre frischgrünen Frühlingstriebe aufgesteckt, die sich wie Kerzen vom dunkeln Grün der ältern Zweige abheben. Im Mai oder Juni senden die gelben Staubblüten Milliarden von Pollenkörnern aus, die auf den grünlich-gelben Fruchtblüten des einhäusigen Baums die Bestäubung vollziehen. — Beide Bäume haben sich bis über die Stammitte hinauf «gereinigt», d. h. der Mangel an einfallendem Licht hat die zahlreichen untern Zweige zum Absterben gebracht. Fruchtblüten finden sich nur auf den obersten Zweigen, wo noch einige Wahrscheinlichkeit der Bestäubung durch den Wind besteht. Fichte und Weisstanne fruchten erst zwischen dem 40. und 60. Altersjahr.

DER EFEU

*Eppich, mein alter Hausgesell,
Du bist von jungen Blättern hell,
Dein Wintergrün, so still und streng,
Verträgt sich's mit dem Lenzgedräng?*

C. F. Meyer.

Das dunkle Blattwerk des Efeus nimmt sich freilich im hellen Lichtgrün der jungen Buchenblätter sonderbar genug aus. Er ist ja wirklich ein sonderbarer Gesell, der kletternde Efeu, *Hedera helix* L. Einmal ist er der einzige mitteleuropäische Vertreter der sonst in den amerikanischen und asiatischen Tropen beheimateten Familie der Efeugewächse oder Araliaceae, von der allerdings einige, oft stachelige, Ziersträucher bei uns eingeführt worden sind. Zweitens hat er eine ganze Anzahl merkwürdiger Eigenschaften aufzuweisen. Da ist einmal die Fähigkeit, mit Hilfe unzähliger Haft- oder Klammerwurzeln den schwachen Stamm an Bäumen und Mauern emporklettern zu lassen, um möglichst viele seiner Blätter in den Genuss des spärlich einfallenden Lichtes zu bringen. Dabei schädigt er allerdings den ihn tragenden Baum *nicht*, wie dies die Mistel tut, deren Senker dem Baum Wasser und Nährsalze entziehen. Gelegentlich kommt es zwar vor, dass sich der Efeu sehr üppig entwickelt und den ganzen Baum in einen Mantel seiner schönen, dunkeln Blätter hüllt. Diese «Efeutannen» büssen dann bis weit gegen die Spitze hinauf ihre Aeste und Zweige ein.

Wenn nämlich der Efeu ein gewisses Alter erreicht hat – er kann bis zehn und zwölf Meter emporklettern –, geht er zur Bildung freistehender Zweige über, die keine Klammerwurzeln mehr aufweisen, statt der fünfklappigen Schattenblätter eiförmige bis lanzettliche Blattformen entwickeln und endlich auch Blüten treiben. Aber auch diese unscheinbaren, gelbgrünen Blüten an den traubigen Dol-den haben die sonderbare Eigenschaft, erst gegen den Spätherbst zu blühen, so dass es im gleichen Jahre nicht mehr zur Fruchtbildung reicht. Das Bestäubungsgeschäft besorgen meist Fliegen, die vom widerlich-süßsen Geruch angelockt werden. Die kleinen, zuerst grünen, dann schwarzen Beeren reifen also im Winter. Sie sind für den Menschen giftig, da das in den Blättern und Früchten

enthaltene Saponin, in die Blutbahn gebracht, die roten Blutkörperchen zerstört. Es ist der ärztlichen Kunst neuerdings gelungen, aus dem Efeu ein rasch wirkendes Heilmittel gegen krampfartigen Husten herzustellen. Früher hat man Saponin-Auszüge nur zur Fabrikation von Wasch- und Fleckenreinigungsmitteln verwendet.

UNSERE FRÜHBLÜHER IM WALDE

*Den Waldsaum kränzt ihr, Anemonen,
Und hört die scheue Nymphe flüstern,
Dass Träume hier und Heimweh wohnen.*

Adolf Frey

Wenn sich der Laubwald mit dem ersten zarten Grün schmückt und des Jahres Festgesang erst so richtig anhebt, dann neigt sich die Vegetationszeit vieler Waldblumen schon ihrem Ende entgegen. Alle die Lenzeskinder, die uns im noch winterlich kahlen Wald erfreuen, kennen nicht der Maienlüfte Kosen, nicht die tiefe Bläue und Sonnenkraft des Sommers. Das Hervorbrechen des Laubes im geschlossenen Buchenbestand bedeutet für die Frühblüher Abschied vom Leben im Lichte und Rückkehr in den mütterlichen Schoß der Erde. Wenn sich hoch über ihnen die Baumkronen zum grünen Blätterdache schließen, muss sich ihr Schicksal schon erfüllt haben. Zwei Monate Tag: Kurzes, fast stürmisches Entfalten, Blühen und Fruchttreiben zwischen Schneeschmelze und Laubentfaltung! Zehn Monate Nacht: Verwelken, Bereitstellen neuer Baustoffe, kümmerliches Vegetieren vom Mai bis zum nächsten Vorfrühling. So will es das Gesetz des Waldes.

Auf den Boden des geschlossenen Hochwaldes dringt kaum ein Fünffzigstel des Lichtes, das seinen Kronen zuteil wird. Das ist zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben für die Bodenflora. Nun, es muss ja nicht gestorben sein. Bei den meisten Frühblüheren handelt es sich um ausdauernde, mehrjährige Pflanzen, die mit besondern Organen der Reservestoff-Speicherung, des Frost- und Frass-Schutzes usw. ausgestattet sind.

Denn die Entfaltung neuer Sprosse innert kürzester Frist ist natürlich nur dort möglich, wo in meist unterirdischen «Behältern» genügend Reservestoffe, meist

Stärke, eingelagert sind. In unserm Falle sind es die fleischigen Grundachsen oder Rhizome zahlreicher Liliengewächse (Salomonssiegel, Einbeere, Maiglöckchen) und einiger Hahnenfussgewächse (Windröschen, Nieswurz), die Zwiebeln, Knollen und Zwiebelknollen anderer Frühblüher (Schneeglöcklein, Knotenblume, Meerzwiebel, Scharbockskraut, Bärenlauch usw.), die aus dem Stärkeüberschuss der letzten Vegetationsperiode solange die Aufbaustoffe liefern können, bis die Blätter gebildet sind und die Assimilation einsetzen kann.

Damit aber die jungen Blätter nicht der Fresslust der Waldtiere zum Opfer fallen, sind die meisten Frühblüher durch leichtere oder schwerere Gifte (viele Hahnenfussgewächse, Liliengewächse) gegen Tierfrass geschützt; andere sind durch starke Gerüche (Bärenlauch) oder winzige Kristallnadeln (Aronstab) den Tieren widerwärtig und werden selbst nicht von den gefräßigen Schnecken angenommen.

Der rote Farbstoff, der in den Blättern und Sprossen einiger Frühblüher vorübergehend auftritt, rührt vom Farbstoff Anthocyan her. Beim Lungenkraut färbt er die Blüte zuerst rot, dann violett und vor dem Verwelken schliesslich blau. Das stärkere Auftreten des Anthocyans bei Verletzungen und bei niedern Temperaturen könnte auf eine gewisse Bedeutung als Wund- und Frostschutzmittel hinweisen.

Schon in den ersten Märztagen leuchten aus dem Grün des Waldbodens die weissen Blütensterne des *Buschwindröschens*, *Anemone nemorosa* L. Weiss ist ja die bevorzugte Blütenfarbe der Frühblüher im Walde (Knotenblume, Maiglöckchen, Salomonssiegel, Bärenlauch). Dutzende von Dialektnamen zeugen von der Beliebtheit dieser Frühlingsblume bei gross und klein. Die drei Blätter, die stets den blütentragenden Stengel unterhalb der Blüte umgeben, sind Hochblätter, die schon im Spätherbst die Blütenanlage als noch weisse, zarte Gebilde einhüllen, während das eigentliche Laubblatt, übrigens ganz ähnlich gestaltet, meist einem Seitenaste des Wurzelstockes entspriessst. Die braunschwarze Grundachse von der Dicke eines Bleistiftes liegt waagrecht im Boden, ist mit schuppenförmigen Niederblättern versehen — ein Zeichen da-

für, dass es sich um ein Stengel- und nicht um ein Wurzelorgan handelt — und bildet bereits während der Blütezeit die Endknospe für die nächste Vegetationsperiode. Oft verzweigt sie sich und bildet dann Seitentriebe. Wenn der Hauptstamm abstirbt, ist auf diese Weise durch ungeschlechtliche Vermehrung für die Fortpflanzung gesorgt. Das Wachstum der Grundachse ist eigentlich ein langsames Durchkriechen des Bodens, bei dem allerdings im Jahr wenige Zentimeter «zurückgelegt» werden. Immerhin finden die vordersten Würzelchen auf diese Art immer wieder Boden, dem die Mineralstoffe noch nicht entzogen sind. — Da die Blüte keinen Nektar enthält und sich bei feuchtem Wetter schliesst, bietet die Bestäubung einige Schwierigkeiten. Um so wichtiger ist die ungeschlechtliche Vermehrung.

Seltener als das Buschwindröschen ist seine gelb blühende Schwester, das *habnenfussähnliche Windröschen*, *Anemone ranunculoides* L., sonst fast in allen Artmerkmalen das Ebenbild unseres Geisseblüemlis.

Und als dritte im Bunde aus der Gattung *Anemone* findet sich im Buchenwald das zierliche *Leberblümchen*, *A. Hepatica* L., mit sechs bis elf hellblauen oder rötlichen Perianthblättern und den dreilappigen, langgestielten Grundblättern, die auf der Unterseite oft lebhaft rot gefärbt sind. Im Gegensatz zu den Blättern der beiden vorgenannten Anemonen sind sie anfänglich stark behaart, werden später lederartig und überstehen so auch die lichtarme Zeit. Form und Farbe dieser Blätter erinnern an die Leber, weshalb sie früher oft als Mittel gegen Leberleiden angewandt wurden.

Mehr an den Waldrand als ins Waldesinnere hält sich das *Scharbockskraut*, *Ranunculus Ficaria* L., dessen gelbe Sönnchen noch aus den schattigsten Gebüschchen hervorleuchten. Die mosaikartige Anordnung seiner herz- oder nierenförmigen Blätter erlauben dem Pflänzchen die grösstmögliche Ausnützung des einfallenden Lichtes. Die Aufbaustoffe bezieht der junge Trieb aus zahlreichen Wurzelknollen von länglicher Form und gelber oder bräunlicher Farbe, die das untere Stengelende traubig umgeben. Jede dieser Wurzelknollen ist imstande, einen neuen Trieb zu bilden. Das Scharbockskraut praktiziert

ausserdem noch eine zweite Art der ungeschlechtlichen Vermehrung, denn es bildet in den Blattachseln sogenannte Brutknollen von der Form und Farbe eines Weizenkorns aus. Wenn diese zu Boden fallen, bilden sie auch auf diese Art neue Pflänzchen. Wohl lockt die strahlende Blüte mit Honig und Blütenstaub Insekten an, doch unterbleibt wegen der frühen Jahreszeit doch oft die Bestäubung, weshalb die ungeschlechtliche Vermehrung doppelt notwendig ist. Früher bildete das Kraut ein wichtiges Heilmittel gegen den Scharbock oder Skorbut, eine gefürchtete Mangelkrankheit der Seeleute. Im Zeitalter der Vitamine fällt diese Verwendung des Scharbockskrautes dahin. Feigwurz heisst das Pflänzchen, weil es gegen sogenannte Feigwarzen gebraucht wurde. Die oft massenhaft auftretenden Brutknollen wurden als «Himmelsgerste» bezeichnet und gaben Veranlassung zur Sage vom Weizenregen.

Durchdringender Knoblauchgeruch verkündet die Anwesenheit grösserer Bestände von *Bärenlauch*, *Allium ursinum* L. Das schöne, oft massenhaft auftretende Liliengewächs mit seinen reinweissen Blütensternen kann uns mit seinen grossen und zarten Blättern von elliptisch-lanzettlicher Form geradezu den Typus von Schattenblättern vorführen: Grossflächige, dünne Blätter, die wenige Zellschichten, dafür grosse Hohlräume zwischen den Palisadenzellen aufweisen. Beim Bärenlauch kommt als weitere Eigentümlichkeit dazu, dass sich die morphologische Oberseite mit den blattgrünreichen Palisadenzellen dem Boden zukehrt, die eigentliche Unterseite mit dem Schwammparenchym und den Spaltöffnungen dagegen dem Himmel entgegenwendet. Sehr hübsch ist das häutige Häubchen, das die Blütendolde deckt, bis sie den Boden durchstossen hat. Der dreikantige Stengel entspriest einer schlanken Zwiebel. Unter sehr zahlreichen Mundartnamen ist der Bärenlauch ein häufig genossenes Wildgemüse und eine Heilpflanze, der, wie dem nahe verwandten Knoblauch, bedeutende Heilwirkungen bei unreinem Blut, Blähungen, hohem Blutdruck, Herzbeschwerden und Arterienverkalkung zugeschrieben werden.

Sehr dekorativ wirkt der traubige Blütenstand des *Salomonssiegels*, *Polygonatum officinale* All. In grosser Zahl

hängen die weissen, zylindrischen Blüten mit ihren grünen Zipfeln vom reichbeblätterten Stengel. Salomonsiegel heisst das stattliche Liliengewächs nach den Narben der abgestorbenen Triebe, die tatsächlich an einen Siegelabdruck erinnern, Weisswurz nach dem dicken, weissen Rhizom, in dem ein unbekannter Wirkstoff, zur Bekämpfung der Zuckerkrankheit verwendet, enthalten ist.

Eine Lieblingsblume des Volkes ist das *Maiglöckchen*, *Convallaria majalis* L., unser Maierysli; war es doch früher vielerorts üblich, an einem schönen Maisonntag «in die Maierysli» zu gehen, um den Eltern oder andern lieben Menschen ein Sträusschen der herrlich duftenden Waldblume auf den Tisch stellen zu können. Die Zierlichkeit der weissen Glöckchen zwischen den zwei dunkelgrünen Laubblättern und der köstliche Duft gehören ja in der Tat zum Reizvollsten, was uns der Frühlingswald zu bieten hat. Kein Wunder, dass das hübsche Pflänzchen nicht nur häufig in die Gärten verpflanzt wird, wo es sich dank seines kräftigen unterirdischen, stark verzweigten Stammes recht unkrautmässig breit machen kann, sondern dass es auch im grossen zur Parfümfabrikation und zur Erzielung von «getriebenen» Topfpflanzen, sogenannten «Eiskeimen» kultiviert wird. Weniger bekannt ist sein Giftstoff Convallarin, der als Herzmittel Verwendung findet, weniger bekannt auch der Umstand, dass man aus den gedörrten Blüten den früher weitbekannten «Schneeberger Schnupftabak» hergestellt hat. — Biologisch interessant ist die hauchdünne Wachsschicht, die als Verdunstungsschutz die Laubblätter überzieht. Auch die Art, wie die zu spitzen Tüten zusammengerollten, von rötlichen bis violetten Niederblättern umhüllten Laubblätter wie Lanzen die Erde durchstossen, erfreut uns im Frühlingswald durch ihre Zweckmässigkeit. Die leuchtend roten Beeren des Maiglöckchens sind typische Vogelfrüchte und werden von den Waldvögeln oft über grosse Entfernungen verbreitet.

Von zarter Schönheit sind die blauen Sterne der *Zweiblättrigen Meerzwiebel*, *Scilla bifolia* L., ebenfalls eines Liliengewächses, die uns vom Waldrand her grüssen. Auch seine zierliche Zwiebel wird oft in Gärten verpflanzt.

Zu den ersten Blumen des Frühlingswaldes gehört auch das etwas derbere *Lungenkraut*, *Pulmonaria officinalis* L., mit seinen zuerst rosa aufblühenden, dann in blau und violett verfärbenden Blüten. Sie sind in der ziemlich seltenen Blütenstandsform des Doppelwickels angeordnet und weisen wie die Schlüsselblumen das Artmerkmal der Heterostylie auf, d. h. bei der einen Blüte sind die Staubblätter kurz und die Griffel lang, bei einer andern Blüte ist es umgekehrt; ein sinnreiches Mittel, um die Fremdbestäubung zu erzwingen oder zu begünstigen. Kräftige Samen ergeben sich nämlich nur aus der Bestäubung verschiedengriffeliger Blüten, während die Befruchtung gleichgriffeliger Formen nur schwächliche und spärliche Samen zeitigt. Die steifbehaarten Blätter — die Pflanze gehört zu den Rauhblattgewächsen — wurden früher als Heilmittel gegen Lungenkrankheiten verwendet, stehen aber auch heute noch auf der Liste der Heilpflanzen, da sie reich an Kieselsäure und Gerbsäure sind.

Ein häufiger Buchenbegleiter ist auch der *Lerchensporn*, *Corydalis cava* Schw.u.K., ein Mohngewächs, dessen auffallende, an Lippen- oder Schmetterlingsblütler erinnernde Blüten entweder trübpurpurn oder weiss sind und mit einem sanften Geruch Insekten anlocken. Der Honig ist allerdings in einem langausgezogenen Sporn verborgen — daher der Gattungsname — und kann nur von langrüsseligen Insekten aufgenommen werden. Häufig findet man jedoch Sporne, die von einer Hummelart räuberisch aufgebissen worden sind, ohne dass der Einbrecher der Blüte den Gegendienst der Bestäubung erweist. Wenn die Honigbiene solche aufgebrochene «Saftschenken» antrifft, beteiligt sie sich natürlich auch am Honigraub. Schlechte Beispiele verderben gute Sitten! — Merkwürdigerweise sind die Knollen, aus denen *Corydalis cava* den Spross aufbaut, hohl, während die ihr im übrigen sehr ähnliche Art *Corydalis solida* Sw. eine feste Knolle besitzt.

Eine ausgesprochene Schattenpflanze und eine der bestandstreuesten Arten des Buchenwaldes ist der *Waldmeister*, *Asperula odorata* L., ein Labkrautgewächs, noch feiner und zierlicher als das Maiglöckchen. Adolf Frey ruft uns zwar in einem seiner Blumen-Ritornelle zu:

«Die weissen Sternchen in den Wein, Waldmeister!
Der ganze Wald rauscht auf! Drück dich, Schulmeister!
Die Meister sind der Wald und seine Geister!»

Ja, was soll man da noch sagen? Es wäre die faden-
dünne, weitverzweigte Grundachse zu erwähnen, die da-
für sorgt, dass der Waldmeister meist in ganzen Kolonien
vorkommt. Man könnte auf die überaus zierlichen Blatt-
quirle von acht Laubblättern hinweisen, die soweit aus-
einandergerückt sind, dass kein Quirl dem andern mehr
Licht wegnimmt, als unumgänglich nötig ist. Oder auf
die Häufung der kleinen, röhrig-glockigen Blüten zu einer
Trugdolde, deren Leuchtkraft mehr Insekten anlockt, als
es zerstreute Einzelblüten vermöchten. Oder auf den süss-
lichen Geruch des Duftstoffes Cumarin, offenbar ein
Frass-Schutzmittel, der in der ganzen Pflanze enthalten
ist (Maitrank! Möttenschutzmittel!) oder auf die mit
einem raffinierten Haken versehenen Borstenhaare, mit
deren Hilfe der Waldmeister seine Früchtchen den Pas-
santen an die Kleider und den Wildtieren ans Fell heftet,
um seine Samenverbreitung zu sichern. Aber: «Drück'
dich, Schulmeister!»

Da ist ja noch so ein hübscher Früh- und Weissblüher,
der *Sauerklee*, *Oxalis acetosella* L., mit seinen drei verkehrt
herzförmigen Teilblättchen auf den dünnen, rötlichen
Blattstielen! Wie sich der Zwerg reckt, um seine Blüten
über die Blätter hinaus zur Bestäubung darzubieten! Wir
kommen aber nicht darum herum, darauf hinzuweisen,
dass diese relativ grossen Blüten meist unfruchtbar sind,
da es mit der Bestäubung selten klappt. Der Sauer- oder
Hasenklee weiss sich damit zu behelfen, dass er später
eine zweite Serie von Blüten auf kürzern Stielen hervor-
bringt, sogenannte kleistogame Blüten, die sich selbst
bestäuben und regelmässig Früchte produzieren. Das Veil-
chen macht es übrigens auch so. Da ist ferner der sinn-
reiche Mechanismus zu erwähnen, der es der Pflanze er-
laubt, die Blättchen fast senkrecht herunterzuklappen,
wenn sie stark besonnt werden, während sie sonst in einer
Ebene liegen. Damit schützt sich der Sauerklee vor zu
grosser Verdunstung und vor der Zerstörung des empfind-
lichen Blattgrüns durch zu starke Besonnung. In der
Nacht klappen die Blättchen herunter, um den Wärme-

verlust zu vermindern. Dann ist da noch die raffinierte Schleudervorrichtung für die reifen Sämchen: Die äusserste Schicht der Samenkapsel springt ruckartig auf und biegt sich zurück. Dadurch werden die kleinen Samenkörner durch klaffende Spalten der Schale hinausgeschleudert und können in einiger Entfernung von der Mutterpflanze keimen. Und schliesslich sei auch der saure, leicht giftige Saft nicht vergessen, der den Sauerklee gegen Tierfrass schützen soll und vom reichlich gelösten Klee-salz oder Kalziumoxalat herrührt. Was so ein winziges Pflänzchen alles zur Lebens- und Arterhaltung aufwenden muss!

Unmöglich können wir auch am *Aronstab*, *Arum maculatum* L., vorbeigehen, dessen saftig dunkelgrüne, am Grunde pfeilförmige Blätter bekanntlich ebenfalls oxal-sauren Kalk enthalten, und zwar in winzigen Kristallnadeln, die sich beim Kauen unangenehm brennend in die Schleimhäute des Mundes einbohren. Sie werden deshalb von Reh und Hase gemieden, von Menschen aber da und dort als «Ronechrut» zu einer zweifelhaften «Blutreinigungskur» gegessen. Viel interessanter ist die daumen-grosse Blüte mit dem violettbraunen Kolben und dem zipfelkappenähnlichen, grünweissen Hochblatt, stellt sie doch eine in unserm Florengebiet fast einzigartige Kessel-fallenblume dar. Nur die Osterluzei, *Aristolochia clematitidis* L., verfügt noch über eine ähnlich raffinierte, etwas kleinere Blüte. Wenn wir einen Längsschnitt durch den untern Teil der Blüte, den eigentlichen «Kessel», ausführen, finden wir darin meist ein paar kleine Fliegen eingeschlossen. Sie sind vom Aasgeruch des Kolbens ange- lockt worden und haben sich durch die Reuse aus steifen Haaren am Blüteneingang durchgezwängt, um auf den Grund der Blüte und zu den Honigdrüsen zu gelangen. Das ist aber nicht so einfach, denn jetzt müssen sie sich zunächst an den Staubblättern vorbeidrängen. Ein Entweichen ist vorläufig unmöglich, denn erst wenn sie mit bereits mitgebrachtem Blütenstaub die zuunterst in der Blüte rund um die Blütenachse sitzenden Stempelblüten bestäubt haben, werden die Haare der Reuse am Eingang weich. Vorher aber entleeren die über ihnen liegenden Staubbeutel den Pollen auf die herumkrabbelnden Fliegen,

dass diese ganz eingepudert werden. Nun endlich können sie die Kesselfalle wieder verlassen, um natürlich sofort wieder auf die nächste Falle hereinzufliegen. Der ganze Vorgang dauert einige Tage und funktioniert auch bei kalter Witterung sehr gut, weil die Temperatur im Innern des Kessels einige Grade höher ist als die Aussen-temperatur. — Im Tessin kommt neben dem Italienischen Aronstab, der grössern Ausgabe unseres Ronechrutes, auch noch die seltener Schlangenzwurz vor, eine meterhohe Staude mit 30 cm langem Kolben, an der die Kesselfalle noch besser studiert werden kann.

Zu den obenerwähnten Osterluzeigewächsen gehört noch die im Buchenwald häufige Europäische *Haselwurz*, *Asarum europ. L.*, eine Schattenpflanze mit nierenförmigen, oft fast schwarzgrünen Blättern. Bereits mitten im Winter werden in Knospen, die dem dicken Wurzelstock direkt aufsitzen, Blätter und Blüten vorgebildet, so dass sie sich sehr frühzeitig entwickeln können. Die Blüten sind schmutzibraun, liegen dem Boden auf und werden offenbar von Bodeninsekten bestäubt, die vom pfefferartigen Geruch angelockt werden, den die ganze Pflanze ausströmt. Er stammt von einem scharfen ätherischen Oel, das man schon als Hautreizmittel verwendet hat. Auch die volkstümliche Tiermedizin bedient sich gelegentlich der scharfen Blätter und Rhizome. Die Samen sind mit einem schwammigen Anhängsel versehen, wie solche von den Ameisen verzehrt werden, die damit zur Samenverbreitung beitragen.

Noch einmal steigt uns ein lieblicher Geruch in die Nase. Schnuppernd nähern wir uns dem niedern Strauch, der an gelben, noch unbelaubten Zweigen seine trugdoldig angeordneten, hellpurpurnen Blüten dem Frühlingswind entgegenhält. Es ist der *Seidelbast* oder Zilander, *Daphne Mezereum L.*, ein Sträuchlein, das in der Volksmedizin und Volkskunde eine gewisse Rolle spielt. Denn wenn es auch wie die Harmlosigkeit selber in der Frühlings-sonne liegt, so haben wir es hier mit einer ausgesprochenen Giftpflanze zu tun, die früher zu allerlei dunkeln Geschäften Verwendung gefunden hat. Seine scharlachroten Beeren sollen derben Vogelmägen allerdings nicht schaden. — Als nächster Verwandter blüht im Frühlings-

wald auch der wintergrüne Lorbeerblättrige *Kellerbals* oder Seidelbast, *Daphne Laureola* L., mit gelbgrünen Blüten und festen, lanzettlichen Blättern.

Weniger auffällig gebärdet sich noch als typische Schattenpflanze die Vierblättrige *Einbeere*, *Paris quadrifolius* L., mit ihrem regelmässigen, die Vierzahl wiederholenden Bau: Vier grosse Schattenblätter — es gibt allerdings auch fünf- und mehrzählige Einbeeren —, vier innere und vier äussere Perianthblätter, zweimal vier Staubblätter, ein vierfächeriger Fruchtknoten mit vier Griffeln! Die Ueberbetonung der Vierzahl spricht gegen die Auffassung, die Einbeere habe ihren gelehrten Artnamen nach dem trojanischen Königssohn Paris erhalten, denn dieser stand bei seinem Paris-Urteil immerhin nur drei Göttinnen gegenüber!

DIE FARNE

im Vordergrund des Bildes können als eine Art des Schildfarns *Dryopteris* (= *Aspidium*) angesprochen werden. Zu den häufigsten Farnen unserer Wälder gehört der Wurmfarn, *Dryopteris Filix mas* (L.) Schott (*Aspidium Filix mas* Sw.). Besonders reizvoll ist im Frühling das Hervorbrechen der schneckenförmig eingerollten Blätter zu beobachten. Die kleinen, braunen «Bischofsstäbe» sind dann dicht mit vergänglichen Spreublättern bedeckt, die die junge Pflanze vor zu starker Austrocknung schützen und die nach und nach abfallen, je mehr sich das Blatt aufrollt. — Am Beispiel dieses uralten Pflanzengeschlechts kann auch den Schülern der Unter- und Mittelstufe das Wichtigste aus der Stammesgeschichte dieser Blütenlosen erzählt werden, die vor Jahrmillionen, in der Steinkohlenzeit, die Hauptpflanzen unermesslicher, feuchtheisser Sumpfwälder darstellten und als Baumfarne heute noch in den Tropen vertreten sind. Die Steinkohlenlager des Karbons sind z. T. die fossilen Reste dieser palmenähnlichen Farnflora. Der etwas komplizierte Generationswechsel zwischen den ungeschlechtlichen, sporentragenden Formen und dem geschlechtlichen Vorkeim erschliesst sich erst dem Schüler der Oberstufe. — Der schönste und grösste unserer einheimischen Farne, der Königsfarn,

Osmunda regalis L., wird bis 1,80 Meter hoch. Altmeister Hermann Christ beschreibt den Königsfarn mit den begeisterten Worten: «Nichts Kraftvolleres, Gediegeneres als diese Prachtspflanze! Der Strunk ist fussdick, eisenfest; über mannshoch ragen die hochgelben Spindeln, glashart und elastisch, glitzernd in der Sonne; die laubigen Fiedern von reichstem Grün streben in spitzem Winkel empor, oben in die gebräunte, sporangientragende Spitze übergehend.»

Hans E. Keller

Die Bildbetrachtung als freies Unterrichtsgespräch in einer Elementarklasse

Das vorliegende Bild eines Frühlingswaldes mit seiner erzählenden Märchenstimmung ist vor allem der Elementarstufe zugeeignet. Auf dieser Stufe hat das Bild in erster Linie die Aufgabe, die Kinder zum Sprechen anzuregen und damit den Sprachunterricht zu beleben und zu bereichern. In der Sprache des Kindes kann nichts sein, was nicht einmal geschaut, empfunden, erlebt wurde. Schauend, denkend, sprechend erfasst es die Welt und schafft sich seine Vorstellungen. Kein Unterrichtsfach hat einen annähernd so umfassenden Bereich wie die Sprache. Aller Unterricht wird von ihr getragen und durch sie gestützt. Immer dringender wird darum ein Sprachunterricht gefordert, der sich nicht in vorgedruckten Formeln und grammatikalischen Übungen erschöpft, sondern seine Aufgabe darin sieht, das Kind als harmonisches Ganzes zu erfassen und zu bilden, seine natürlichen Anlagen ans Licht zu heben und die zur Funktion heranreifenden Kräfte durch ihrem Wesen entsprechende, die natürliche Reifung unterstützende Übung zur Entfaltung zu bringen.

Einen Teil dieser Aufgabe versucht das

UNTERRICHTSGESPRÄCH

zu erfüllen. Indem es der Klasse die Möglichkeit verschafft, ein geeignetes Thema auf ihrer eigenen Geistesebene, mit ihren sprachlichen Mitteln und nach ihren Gedankengängen durchzusprechen, weckt es das unmittelbare, lebendige Interesse des Kindes und aktiviert so die

sprachlichen und gedanklichen Kräfte, die ihm zurzeit zur Verfügung stehen. Das Unterrichtsgespräch stellt sich damit in wesentlichen Gegensatz zum entwickelnden Lehrverfahren, wo der Lehrer den Stoff nach einem bestimmten Besprechungsplan bearbeitet und durch suggestive Fragen die Gedanken der Schüler in die von ihm gewünschte und als nützlich befundene Richtung lenkt.

Ein Unterrichtsgespräch bedeutet immer ein Wagnis für den Lehrer. Sein Verlauf lässt sich nicht durch eine noch so fleissige und gewissenhafte Präparation vorausbekimmen. Seine Anwendung beruht auf dem Vertrauen — mit wachsender Erfahrung auf der Gewissheit des Lehrers —, dass dem Kind auf jeder Stufe seiner Entwicklung natürlich gewachsene geistige Kräfte und sprachliche Fähigkeiten zukommen, die zur Auswirkung und Betätigung drängen. Je selbständiger sie geübt werden, um so kräftiger können sie wachsen und reifen. Voraussetzung für die grösstmögliche Selbständigkeit der Schüler ist die bewusste und weise Zurückhaltung des Lehrers überall dort, wo seine Hilfe und Einmischung entbehrt werden kann. Diese Zurückhaltung ist aber keine Passivität. Im Gegenteil: Das intensive, ernste Interesse des Lehrers muss für die Klasse spürbar sein und sie zur Mitteilung anspornen. Mit wacher Aufmerksamkeit folgt er dem Gespräch, spürt fruchtbare Gedanken auf, gibt anregende Hinweise und führt damit die nötige Vertiefung und Konzentration herbei, die das Gespräch vor dem Abgleiten in oberflächliches Geplauder bewahrt. Je weniger er spricht, desto mehr gewinnen seine Worte an Gewicht. Erst die Praxis des Unterrichtsgesprächs hat gezeigt, wie bestimmend die Worte des Lehrers die Gedanken der Kinder beeinflussen können. Durch eine ungeschickte gewählte Einführung kann er ein Gespräch im Keime ersticken oder es verlaufen lassen in formelhafter Aufzählung, in planlosem Geplapper. Er kann aber auch wie mit Zauberschlag die Türen und Fenster öffnen zu den Seelenkammern der Kinder.

TECHNIK UND ATMOSPHERE

Eine rein technische Frage ist es, ob der Lehrer seine Schüler durch Handaufheben oder irgendein anderes Zei-

chen sich zum Worte melden lässt oder ob sie in der gegenseitigen Rücksichtnahme schon so weit fortgeschritten sind, dass das Gespräch sich ohne seine Worterteilung abspielen kann. Sie muss für verschiedene Altersstufen verschieden gelöst werden. Unerlässlich ist dagegen eine Sitzordnung, die jedem Kind den Blick auf seine Gesprächsteilnehmer freigibt.

Das Unterrichtsgespräch setzt eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens voraus, nicht nur zwischen Schülern und Lehrer, sondern auch zwischen Schülern und Mitschülern. Die Kinder müssen spüren, dass sie ernst genommen werden, dass ihre Gedankengänge verstanden werden und Widerhall finden. Es muss ausgeschlossen sein, dass ein Kind wegen irgendeiner fehlerhaften oder ungeschickten Bemerkung ausgelacht wird. Nur auf dem Boden der absoluten Sicherheit vor seelischer Verletzung kann nach und nach der freie Mut zur freien Mitteilung aufwachsen und zum Blühen kommen. Dabei ist es nicht in erster Linie wichtig, interessante Aufschlüsse über die Gedankengänge der Kinder zu bekommen. Es geht vor allem darum, ihr Inneres überhaupt in Schwingung zu versetzen und die Quellen zum Fließen zu bringen.

DAS KUNSTWERK ALS ANLASS

Dazu ist ein Kunstwerk wie das uns vorliegende, das so glücklich Phantasie und Realität zu verbinden weiss, besonders gut geeignet. Es gibt überhaupt kaum einen einfacheren und natürlicheren Anlass zu einem Unterrichtsgespräch als eine *Bildbetrachtung*. Schon das vorschulpflichtige Kind wird durch sein Bilderbuch zu lebhafter, spontaner Äusserung seiner Gedanken und Einfälle angeregt. Dass die bildliche Darstellung einen so starken Anreiz auf den Sprech-Impuls des Kindes ausübt, rührt wohl daher, dass dem jüngeren Kinde ein Bild oft näher steht als die Wirklichkeit. Ein Natureindruck, wie er unserem Bild zur Vorlage gedient haben könnte, ist so vielschichtig und reichhaltig, dass er für einen kindlichen Betrachter zuerst einmal verwirrend wirken muss. Das Bild aber reiht sich fast mühelos dem Vorrat von innern Bildern an, die sich das Kind von den Dingen

der Wirklichkeit macht, wenn es seine Wahrnehmungen zu Vorstellungen umarbeitet. Das Beglückende, das für das Kind von einem Bild ausgeht, besteht wohl zum grossen Teil darin, dass es ihm die Leistung dieser Umsetzung in Vorstellungsbilder erspart. Die Malerin tut durch ihre künstlerische Gestaltung, die mit feiner Sensibilität die kindliche Auffassung zu treffen weiss, diese Umsetzung bereits vorweggenommen. Aus der verwirrenden Fülle der wirklichen Natur bietet sie dem Kind einen Ausschnitt an, ein weise abgegrenztes Stück, das sich überblicken lässt, geordnet, vereinfacht und auf sein geistiges Mass zugeschnitten. Allerdings nimmt das betrachtende Kind nach dem Grad seines Verständnisses und seiner Einfühlung auch an dem Bild noch eine subjektiv bestimmte Auswahl und Umformung vor, die seiner Stimmung und seinem vorherrschenden Interesse entspricht.

Kinder des Elementarschulalters setzen Bilder fast restlos um in Handlungen. Sie lösen den starren Zustand des Dargestellten auf in Geschehnisse mit zeitlicher Abfolge. Sie phantasierer Geschichten und drängen danach, sie zu erzählen, sofern sie eine Atmosphäre vorfinden, die solch befreiendem und beglückendem Produzieren günstig ist.

GEGEN DAS ABFRAGEN

Aus meiner eigenen Schulzeit tönt mir noch die seinerzeit offenbar unumgängliche Schulmeisterfrage im Ohr: «Was seht ihr auf diesem Bilde dargestellt?» Diese Fragestellung gerät so sehr an der natürlichen Bereitschaft des Kindes zum Erzählen vorbei, wirkt so abkühlend und ernüchternd auf seine Phantasie, dass ihm nur eine Antwort in den Sinn kommen kann, die an Leere und Trockenheit der Frage nichts schuldig bleibt: «Ich sehe Rehe.» — Und so geht es weiter durch die Klasse: «Ich sehe zwei Eichhörnchen.» — «Ich sehe ein Vögelein.» Gedankenlose Formeln haben etwas Ansteckendes. Die leere und oberflächliche Einführung des Lehrers, die keine Spur von innerer Teilnahme verrät, ruft leeren, oberflächlichen Reihensätzen, die kaum die Haut des Bildes berühren, deren Schema aber so verführerisch bequem ist, dass es von der ganzen Klasse sofort übernommen wird und in eine Aufzählung ausartet, die nicht einmal formalen Wert

hat, weil in solch bequemer, äusserlicher Atmosphäre nur bereits abgegriffene und eingeschliffene Satzformen zur Verwendung kommen. Nicht eine einzige Regung wird wachgerufen, die so tief ginge, dass sie nach einer nur ihr allein zukommenden Formulierung drängen würde. Da nützt es gar nichts, dass der Lehrer im weiteren Verlauf der Aussprache die äussere Form eines «Unterrichtsgespräches» wahr, sich zurückhält, keine weiteren Fragen mehr stellt, den Schülern den Fortgang «frei» überlässt. Aus solchem Anfang kann sich kein Gespräch entwickeln, sondern nur ein hinter moderner Fassade verstecktes schematisches Herplappern belangloser Feststellungen.

GESPRÄCHSÜBUNGEN UND GESPRÄCHSFÜHRUNG

Der Erstklässler, der noch nicht an ein schulmässiges Abfragen gewöhnt worden ist, wächst in die Gepflogenheiten eines Unterrichtsgespräches auf natürlichste Weise hinein. Allerdings muss er sich ein paar Gewohnheiten erwerben und sie sich allmählich zur Regel machen. Er wird bald merken, dass er in der Schule nicht der einzige ist, der etwas zu erzählen weiss, besonders, wenn es der Lehrer mit freundlicher Geduld fertig bringt, auch die Stillen und Schüchternen zum Sprechen zu ermuntern. Die vorlauten Alleswisser dagegen müssen in erster Linie einmal zuhören lernen. Das Zuhörenkönnen ist wohl das Schwierigste für lebhaft, ichbezogene Elementarschüler. — Wie schwer fällt es doch uns selbst oft noch! — Wir versuchen es gleich in den ersten Schulwochen mit kurzen Gesprächsübungen in kleinen Schülergruppen. Das einfachste Thema ist eine Wandtafelzeichnung oder ein Fibelbild. Wir gehen dabei folgendermassen vor: Die Kinder, die sprechen wollen, melden sich durch Handaufheben. Der erste Schüler, der von mir zum Sprechen aufgefordert wird, darf seinen Beitrag ganz frei wählen. Er darf in dem Bild, das uns vorliegt, anfangen zu erzählen, wo er will. Und doch habe ich, unmerklich, schon die Hand im Spiel. Ich kenne meine Schüler schon so weit, dass ich weiss, wem ich diese erste Wahl am ehesten zugestehen kann. Oft purzelt auch im Eifer des Meldens etwas hervor, das mir passt; ein Ausruf des Entzückens oder der Freude. «Ja, sag' das laut, dass wir alle

hören, wie du dich freust!», ermuntere ich, denn oft sind es die Zaghafte, die leise vor sich hinsagen, was sie laut zu sagen sich noch scheuen. Nach dieser Eröffnung durch den ersten Schüler melden sich jetzt nur noch diejenigen zum Wort, die an seine Äußerung anknüpfen wollen. Wir bleiben bei dem vom ersten Schüler gewählten Bildgegenstand, bis niemand mehr etwas dazu mitzuteilen hat. Durch die Forderung des Anknüpfens an das eben Gesagte gewöhnen wir die Schüler nach und nach daran, aufeinander zu hören. Zugleich erreichen wir damit, dass nicht planlos im Bild herumgefahren wird. Wir stellen zwar noch keinen Plan auf, wie das in höheren Klassen üblich ist. Die Ordnung der Beiträge ergibt sich fast von selbst. Die Kinder bekommen ziemlich bald ein richtiges Gefühl dafür, ob ein Bildgegenstand nach Möglichkeit durchgesprochen ist. Die Wahl des nächsten ergibt sich meistens durch eine im Gespräch festgestellte Beziehung zum ersten Bildteil. So wandert das Gespräch allmählich durch das ganze Bild. Die Tätigkeit des Lehrers beschränkt sich darauf, über die aufgestellten Regeln zu wachen, Abschweifungen zum Thema zurückzuführen und sachliche Ergänzungen und Berichtigungen anzugeben oder selber anzubringen, wo sie nur durch ihn gegeben werden können. Endlich aber hat er auch die Sprachform und Ausdrucksart seiner Schüler zu beobachten. Er merkt sich die häufig vorkommenden Fehler und Unzulänglichkeiten und bestreitet daraus sein Material für gebundenere Sprachübungen, die in einer andern Stunde vorgenommen werden. Während eines Gespräches sind sprachliche Korrekturen wenn möglich zu unterlassen oder wenigstens auf das Notwendigste zu beschränken. Sie stören den Fluss des Gespräches und entmutigen die Schüler. Selbstverständlich ist die Sprache der Elementarschüler, besonders wenn sie schriftdeutsch reden sollen, noch mangelhaft und voller Fehler. Sprechend und zuhörend lernen sie sprechen. Mit der Zeit werden die Kinder selber auf Fehler ihrer Mitschüler aufmerksam. Sie dürfen sich gegenseitig in freundlichem Tone an die richtige Sprachform erinnern. Hier ist aber eine gefährliche Klippe so vorsichtig und taktvoll wie möglich zu umfahren. Kinder sind sehr schnell zur Kritik bereit. Das

Beispiel des Lehrers, der sich selber den Unfertigkeiten und Fehlern der kindlichen Sprache gegenüber wohlwollend und freundlich aufmunternd verhält, kann da viel erreichen. Er wird sich ständig bemühen, das Gute aus jedem einzelnen Beitrag herauszuhören, wird es gebührend unterstreichen, bei einem schüchternen Schüler sogar loben. Gelingt ihm das, so wird ihm eine neue Welt aufgehen. Er wird erst jetzt zu spüren bekommen, bis zu welchem Grade der Einfühlung ein Kind vorzustossen vermag, wenn es Vertrauen hat und Verständnis voraussetzen kann.

DIE VORBEREITUNG FÜR EIN UNTERRICHTSGESPRÄCH betrifft im allgemeinen weniger die vorausgehende Präparation als die Kunst des Lehrers, der Gegenwart des Gespräches selbst gewachsen zu sein, also die Geschicklichkeit und der Takt der Führung und die Uebung zu gesammelter Konzentration. *Immerhin ist die sachliche Beherrschung des Stoffgebietes eine unerlässliche Voraussetzung.* Für eine Bildbesprechung bedeutet das die eingehende stille Auseinandersetzung des Lehrers mit dem Bild, mit seinem sachlichen und seinem künstlerischen Gehalt, mit seiner Einordnung in das unterrichtliche Gesamthema, mit den vor auszusehenden Möglichkeiten der sachlichen und sprachlichen Auswertung in der Klasse. Nur die möglichst genaue, ins Einzelne gehende Vor-Betrachtung des Bildes erlaubt dem Lehrer nachher die ungeteilte Hingabe an das Schülergespräch.

BILDANALYSE ALS VORBEREITUNG FÜR DEN LEHRER

Versuchen wir also diese stille Betrachtung und Auseinandersetzung mit dem Bilde selbst!

Frühlingswald heisst es. *Märchenwald, Waldeszauber* sind Worte, die mir in den Sinn kommen nach dem ersten Ueberblick. Ein Stimmungsbild also viel eher als eine sachlich aufschlussreiche Naturdarstellung. Typische Merkmale der verschiedenen Baumarten sind nur angedeutet. Bei den Tieren überwiegt das Expressive: Der sprechende Ausdruck in den Rehgesichtern scheint der Künstlerin wichtiger zu sein als die naturgetreue Richtigkeit. Aber als Ganzes gibt es eine Stimmung wieder, die den unvoreingenommenen Betrachter sofort in ihren

Bann schlägt. Die duftige Helligkeit, das zart Hingetupfte des ersten Frühlingslaubes rufen eine heitere Beschwingtheit wach, die bestimmt die Kinder zum Sprechen anregen wird.

Als erste Einzelheit fallen mir die weissen Blütensterne der Erdbeerpflänzchen auf. Die schlichten Verszeilen

*«Im Schatten sah ich ein Blümchen stehn,
wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön...»*

stellen sich von selbst ein. Aus solch poetischer, beseelender Einfühlung lässt sich wohl am besten in das Bild eindringen. Es gehört auf eine Stufe des Erlebens und Betrachtens, wo Empfindung und Gefühl vorherrschend sind, wo noch nicht der zerlegende und spaltende Verstand nach Namen und Klassierung forscht.

Sind denn Namen und systematische Einordnung so wichtig? Werden wir den Lichtzauber im Innern eines Frühlingswaldes, das hellgrüne Gefunkel des jungen Laubes in der frühen Morgensonne nachhaltiger empfinden, wenn wir zugleich feststellen: Das ist eine Buche, das eine Erle und das eine Fichte? Kann solcher Drang zum Erkennenwollen und Namengeben nicht sogar störend wirken? Flicht nicht die reine Empfindung vor der nüchternen Verstandeshelle und vor der botanischen Einordnung? Ist es nicht gerade der kluge Verzicht auf beschreibende, scharf umgrenzte Erkennbarkeit, dem das Bild seine besondere Stimmung verdankt? Nicht erklären will es; es will schaubar machen, augensinnlich spürbar, wie die Morgensonne sich im zarten, jungen Laub verfängt, mit ihm spielt und die dämmerigen Schatten durchbricht; es will die Waldesstille hörbar machen. Hat nicht eben ein dürrer Zweig geknackt unter unserem nähertretenden Fuss? Die Rehe haben den leisen Ton vernommen und lauschen gespannt in die Richtung unserer Schritte. Und schon sind wir eingesponnen und aufgenommen in das Leben und Geschehen des Waldes, vernehmen das Murmeln des Bächleins, lassen uns verleiten, seinem Lauf entgegenzublicken hinter die hügeligen Erhebungen und Geländerippen in noch duftiger verdämmernde Waldstuben. Wir folgen, Licht suchend, den Säulen der Baumstämme nach oben und entdecken die Eichhörchen im Geäst der Nadelbäume. Mit stolz aufgestelltem Schwanz-

busch thront im sicheren Versteck des schattigen Wipfels das eine; das andere lugt vorsichtig aus, Deckung suchend. Mit hängendem Schwanz und angstvoll gesträussten Ohrbüscheln klammert es sich an die Rinde. Und jetzt durchbricht der Ruf des Kuckucks die atemlos erwartungsvolle Stille, und der Bann der Angst löst sich. Die Rehe vergessen das kurze Aufschrecken und beruhigen sich. Die kleine, graue Tannenmeise flattert keck in die untern Stockwerke ihres Baumes. Nur der Waldkauz blinzelt noch argwöhnisch in die Richtung unseres Einbruches in sein Nachtrevier. Aber wir werden uns hüten, weiter vorzudringen und die stille Verwunschenheit der Waldlichtung zu stören. Wir warten und lauschen. Der Mond tritt hinter dem Astgewirr der Linde hervor. Bald wird der Morgenhimmel sein erbleichendes Licht in sich aufgenommen haben. Wird dann der Waldkauz in lautlosem Flug dem schützenden Mauerwerk der Ruine zuschweben und dort seinen Tagesschlaf verbringen? Werden die Rehe, ermuntert durch ihren schon fast zum Waldrand vorgedrungenen Wächter, über den Bach setzen und sich auf der Waldwiese tummeln, bis die volle Tageshelle dieses Spiel zu gefährlich macht?

Doch, wohin hat das Bild mich entführt? Habe ich, ähnlich wie ich es von meinen kleinen Schülern gewohnt bin, mich hinreißen lassen, dem einen dargestellten Moment ein Vorher und ein Nachher beizufügen? Habe ich subjektives Erleben, aufklingende Erinnerungen, mit in das Bild hinein verwoben? Aber wie anders sollte ich ein Bild denn ansehen, das ich meinen Schülern zeigen will, als mit den Augen dieser meiner Schüler? Wie wird es nun sein, wenn ich ihnen das Bild aufhänge? Mit welchen Worten werde ich ihre frohe Erwartung in Bewegung setzen? Sicher werde ich nicht die Frage stellen: «Was seht ihr auf diesem Bilde dargestellt?» Vielleicht werde ich gar nichts sagen, wie so oft schon bei ähnlicher Gelegenheit, und einfach darauf warten, was die Kinder von sich aus erzählen.

MIT DEN AUGEN DER KINDER GESEHEN

Aber soweit sind wir noch gar nicht. Zuerst muss ich allen Ernstes jetzt mich ganz bewusst in meine Klasse zu

versenken suchen, um auf möglichst Vieles gefasst zu sein, was da kommen wird an Einfällen und Gedanken. Sicher werden die Kinder zuerst die Tiere sehen, die Rehe — die Jungen vor allem —, dann die Eichhörnchen, die Vögel. Der Kauz wird sie wohl besonders fesseln, weil sie eine ganz leichte Angst vor diesem Nachtvogel im Geheimen abzuwehren haben. Sie werden sich wieder erheitern beim Kuckuck. Ja, den Kuckuck werden sie besonders gut ansehen. Denn gerade dieses Kuckucks wegen zeige ich ihnen ja jetzt das Bild, ist er doch zurzeit die Hauptperson in unserem Gesamtunterricht. Aber auch die kleine, graue Meise mit dem zierlichen schwarzen Käppchen werden sie in ihr Herz schliessen. Die Erdbeeren werden sie wohl mit geniesserischem Behagen betrachten. Wird die lautere Schönheit ihrer Blütensterne schon auf sie wirken? Und wenn sie an den Lebewesen sich sattgesehen haben, werden sie wohl den Mond bemerken, die Ruine, das Bächlein wohl auch noch. Aber alles andere, die Landschaft, Wald, Bäume, Hügel, Himmel, wird wohl noch warten müssen. Sie werden davon ein unbestimmtes Gefühl der Heiterkeit, des Beglücktseins in sich aufnehmen. Der Wald ist so sehr der selbstverständlich vorausgesetzte Raum für alles, was darin lebt und sich bewegt, dass er vielleicht kaum wahrgenommen wird.

Diese letzte Ueberlegung erst zeigt so recht die weise Zurückhaltung der Malerin in der nur sachte andeutenden Behandlung der Bäume. Mit sicherem Künstler-Instinkt hat sie ein organisches Ganzes geschaffen, das nicht begrifflich auseinanderzulegen ist, hat die Tiere und Vögel hineingestellt in eine heitere Umgebung, die den Beschauer einfach beglückt, ohne sich ihm aufzudrängen. Ein Mehr an Realistik würde die Harmonie gestört haben. Und doch erscheint der Wald so reich differenziert, dass auch das ältere Kind, das für die Schönheit der Natur, für Landschaftseindrücke schon empfänglich ist, genug Anregung empfangen wird. Die Bäume des Vorder- und Mittelgrundes sind Lebewesen mit persönlichen Gebärden: die lichte Buche in der Mitte des Bildes in ihrem silbergrauen Rindenkleid, im duftig zarten Schleier ihrer jungen Belaubung; die braunrindige Linde links aussen mit ihren fröhlich ausfahrenden Aesten und Zweigen;

die dunkelstämmige Erle, die ihre Wurzelfüße durstig im Waldbach netzt. Und die Nadelbäume mit ihren struppigen Wipfeln! Sind es junge Föhren, die lichtungrig über ihre Waldkameraden hinausstossen wollen in die Himmelsbläue? Das graue Rindenkleid deutet eher auf Tannen. Was schadet's, wenn wir's nicht so genau wissen? Ein ungedeuteter Rest lässt in den Kindern vielleicht eine Ahnung aufgehen darüber, dass nicht alles deutbar ist.

Zum besseren Verständnis der Einfälle und Gedanken, die sich im Stenogramm der Gruppengespräche zeigen werden, ist auch die

Vorgeschichte der Bildbehandlung

von einiger Bedeutung. Der Wald stand als Thema des Gesamtunterrichtes für das ganze siebenwöchige Quartal zwischen Sommer- und Herbstferien auf dem Arbeitsplan meiner zweiten Primarklasse. Von einem Lehrausgang in den nahen Wald hatten wir Eichen- und Buchenzweige mitgebracht und frisches, grünes Moos, und hatten daraus einen Laubwald eingerichtet im feuchten Sandkasten. Aber ach, die grüne Pracht dauerte nicht lange. Die Blätter trockneten aus, verdorrten und fielen endlich ab. «Wie im richtigen Walde auch», meinten die Kinder, «da ist der Waldweg manchmal ganz hoch voll Laub. Dann raschelt es, wenn man hindurchgeht.» Ich erzählte den Kindern mit einfachsten Worten vom Safthausalt der Bäume, von der Funktion der Wurzeln und der Blattadern, von der dauernden Feuchtigkeit des Waldbodens und von der Notwendigkeit des Zurückziehens der Säfte aus Blättern und Zweigen vor der beginnenden Kälte des Winters. Wir malten auf grosse Packpapierbogen mit breitem Pinsel und Deckfarbe Laubbäume, die die Wände unseres Schulzimmers bald zu Waldkulissen verzauberten. Von Einzelspaziergängen mit Eltern oder Kameraden brachten die Kinder nach und nach ein reiches Anschauungsmaterial in die Schule: Eichenzweige mit jungen Eicheln und winzigen Knospenansätzen in den Blattwinkeln. Dass diese Knöspchen schon für das nächste Jahr bereit standen, wunderte die Kinder besonders. Dann kamen Haselzweige mit Haselnüssen in noch hellgrünen, fransigen Schalen, Buchenzweige mit Buchnüsschen, Bir-

ken- und Erlenzweige mit kleinen, harten Würstchen, Rindenstücke der verschiedensten Waldbäume, Stäudchen von Heidelbeeren und Preisselbeeren mit reifen Früchten, ein verspätetes Erdbeerstöcklein voll reifer Beeren, ein Zweig voll Tollkirschen, eine Einbeere, Epheuranken, ein junges Tannenpflänzchen, das wir sofort in ein Töpfchen voll Walderde setzten, allerlei Waldblumen. Wir schüttelten Tannensämchen aus Tannzapfen, die wir zum Oeffnen der Schuppen an die Sonne gelegt hatten, und verfolgten ihren quirlenden Flug zum Boden, bevor wir sie in einer Samenschale keimen liessen. Wir beobachteten das Hervorstossen der Keimlinge, die noch mit ihren Samenkäppchen bedeckt waren, das Abwerfen der Käppchen; und schliesslich verfolgten wir mit Entzücken die Entfaltung der zarten, grünen Nadelsterne.

Ich las der Klasse das Gedicht «Die grüne Stadt» vor:

*Ich weiss euch eine grüne Stadt,
die lauter grüne Häuser hat.
Die Häuser, die sind gross und klein,
und wer nur will, der darf hinein.*

*Die Strassen, die sind freilich krumm,
sie führen hier und dort herum.
Doch, stets gerade fort zu gehn,
wer findet das wohl allzu schön?*

*Die Wege, die sind weit und breit
mit bunten Blumen überstreut.
Das Pflaster, das ist sanft und weich,
und seine Farb' den Häusern gleich.*

*Es wohnen viele Leute dort,
und alle lieben diesen Ort.
Ganz deutlich sieht man das daraus,
dass jeder singt in seinem Haus.*

*Die Leute sind da alle klein,
denn es sind lauter Vögelein,
und meine ganze grüne Stadt
ist, was den Namen Wald sonst hat.*

Wir lasen das Märchen vom Rotkäppchen aus unserem Schulbuch und dramatisierten einige Szenen daraus.

Und dann kam das Schönste:

Der Kuckuck.

In der Reihe der «Livres du Père Castor» aus dem Flammarion-Verlag gibt es ein Bändchen über den Kuk-

kuck, das uns treffliches Anschauungsmaterial bot über den scheuen Vogel, den man nie in der Natur zu sehen bekommt. Ich ziehe gute Abbildungen einem ausgestopften Tierpräparat bei weitem vor, wenigstens für die Elementarstufe. Kinder dieser Stufe sehen in einem Präparat vor allem das tote Tier und interessieren sich zu allererst dafür, auf welche Weise es wohl getötet wurde, ob ein Einschuss zu sehen ist. Dagegen wecken gute Abbildungen sofort Vorstellungen vom Leben des Tieres, weil eben auch ganz kleine und unbedeutende Bilder in Handlung und Geschehen umgedeutet werden. Aus dem Text verwendete ich nur naturkundliche Einzelheiten: das Kuckucksweibchen auf der Nestsuche, seine Verfolgung durch die Singvögel, die Ei-Ablage im fremden Nest. Angeregt durch die hübschen Illustrationen malten wir den Kuckuck im Gesträuch versteckt, lebensgross, mit seiner grauweiss gestreiften Brust, seinem langen Schwanz mit der weissen Tupfenzeichnung, seinem golden leuchtenden, scharfen Auge. Wir lernten Kuckucksverse und Kuckuckslieder:

*Dieser Kuckuck, der mich neckt,
tief im Waldgesträuch versteckt,
rechts und links und überall
hör ich seinen fernen Schall:
Kuckuck, kuckuck!*

*Wo ich komme, fliegt er fort,
bin ich hier, so ist er dort,
ei, so sei er, wo er sei,
lieblich ist von fern sein Schrei:
Kuckuck, kuckuck!*

und:

*Der Kuckuck auf dem Zaune sass.
Es regnete und er ward nass.
Da kam der liebe Sonnenschein,
da ward der Kuckuck hübsch und fein.
Dann schwang er sein Gefieder
wohl über den See hinüber.
Kuckuck, kuckuck, kuckuck!*

Wir wiederholten das früher schon gelernte:

«Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald»,

und sprachen als Zwiegespräch den Neckvers:

*Kuckuck, wo bist du? —
Im Wald! —
Was hast du? —*

Ein Ei! —
Gib mir's! —
Nein, nein!
Kuckuck, Eierschluck!

Und endlich lasen wir aus dem SJW-Heft Nr. 3 «Ein Tag des kleinen Tom», von Irmgard v. Faber du Faur, das wir uns als Klassenserie anschafften, das entzückende Märchen:

*Der Kuckuck und die Geschichte vom
verlorenen Königreich*

Tom ist im Wald. Die Bäume stehen hoch und still. Alles ist grün, unten und oben, und der blaue Himmel leuchtet dazwischen.

Tom findet Erdbeerblätter und Erdbeerblüten und kleine, grüne Beeren. Aber noch keine roten.

Sonnenkringel tanzen übers Moos. Der Kuckuck ruft:

«Kuckuck.» Und wieder: «Kuckuck.»

Tom will den Kuckuck sehen. Aber er hört ihn nur immer. Er läuft immer tiefer in den Wald hinein. Auf einmal sitzt da ein grosser, grauer Vogel auf einem Ast.

«Guten Tag, Vogel», sagt Tom.

«Kuckuck», sagt der Vogel.

«Bist du der Kuckuck?» fragt Tom.

«Kuckuck, kuckuck», antwortet der Vogel.

«Du sagst immer das gleiche», sagt Tom. «Kannst du mir nichts erzählen?»

«Ich weiss nur die Geschichte vom verlorenen Königreich», sagt der Vogel.

«Erzähl sie mir», sagt Tom.

Mitten in einem kleinen Wald von Farrenkräutern liegt ein grosser, moosiger Stein. Tom setzt sich auf den Stein. Die Sonnenkringel spielen über sein Gesicht. Er schaut zu dem grauen Vogel hinauf.

Der Vogel erzählt:

Die Geschichte vom verlorenen Königreich

Die kleinen Waldleute wohnten auf einer hohen Eiche in einem engen Stübchen. Das Stübchen war aus Reisig geflochten. Innen war es mit ein bisschen Wolle, die ein Lämmchen an einem Dornstrauch gelassen hatte, und mit kleinen Federn schön weich gemacht.

Als die Waldleute einmal nach Hause kamen, lag da ein fremdes Kind in der Wiege, neben den eigenen Kindern.

Die Waldleute sagten: «Das ist ein Kuckuckskind.»

«Wir wollen es wie unser eigenes halten», sagte die Mutter.

«Noch besser», sagte der Vater, «denn es ist ein besonderes Kind. Wir sind arme, kleine Waldleute, und unsere Kinder werden auch nichts anderes sein. Aber schau, wie gross schon jetzt das Kuckuckskind ist. Das ist etwas Besonderes.»

Die Waldleute brachten allen Kindern zu essen nach Hause, aber dem Kuckuckskind brachten sie am meisten. Es war immer noch hungrig, wenn die andern schon satt waren.

Es wuchs immer mehr. Die andern blieben ganz klein. Das Kuckuckskind wuchs so sehr, dass kaum mehr Platz war für alle in dem engen Stübchen. Es hat einmal eins von den Kleinen zerdrückt. Darüber war es sehr erschrocken. Die Waldleute waren sehr traurig, aber sie sagten zum Kuckuckskind: «Du kannst nichts dafür.»

Das Kuckuckskind konnte in der Nacht nicht schlafen, so leid tat es ihm. Da hörte es ein weiches Flügelrauschen und sah zwei Augen im Dunkel leuchten. Es rief: «Du, wer bist du?»

Da kam die Antwort: «Ich bin die Eule, die alles weiss.»

Und die Eule setzte sich auf einen Ast über dem Kuckuckskind.

«Warum bin ich so gross?» sagte das Kuckuckskind, «und werde immer grösser, und die andern bleiben so klein, dass ich sie zerdrücke, ohne zu wollen?»

Die Eule sagte: «Dein Vater und deine Mutter waren so gross, deshalb wirst du so gross.»

Das Kuckuckskind fragte: «Wo sind mein Vater und meine Mutter?»

Die Eule sagte: «Sie sind weit fort. Sie suchen ihr verlorenes Königreich. Jetzt sind sie in einem Land, das über dem Meere liegt, wo die Sonne glüht, und in den Riesenwäldern sich die Riesentiere verstecken.»

«Dort will ich auch hin», sagte das Kuckuckskind, «in die Riesenwälder zu den Riesentieren. Dort zerdrücke ich nicht mehr die kleinen Kinder. Ist dort unser Königreich?»

«Wenn sie es gefunden haben», sagte die Eule. «Gute Nacht, Kuckuckskind, schlaf ein.»

Das Kuckuckskind schlief ein und träumte von seinem Königreich.

Am andern Tag fragte es die kleinen Waldleute: «Wisst ihr, wo mein Vater und meine Mutter sind?»

Die kleinen Waldleute sagten: «Wir wissen es nicht.»

Das Kuckuckskind sagte: «Sie sind ein König und eine Königin und suchen unser Königreich.»

Die Waldleute sagten: «So etwas dachten wir schon, als wir dich sahen.»

Sie taten weiter alles für das Kuckuckskind, was sie konnten.

Aber das Kuckuckskind war ganz unruhig geworden. Es wollte so gern gross sein und in das fremde Land fliegen, und seine Eltern und ihr Königreich suchen.

Als es älter war und schon im Wald umherflog, um sich für seine grosse Reise zu üben, traf es auf andere Kuckucksinder. Denen war es gegangen wie ihm, und sie wollten auch ihre Eltern und ihr verlorenes Königreich suchen. Sie beschlossen, zusammen zu reisen.

Als sie alle gut genug fliegen konnten, nahm das Kuckuckskind Abschied von seinen Pflegeeltern, den kleinen Waldleuten

und ihren Kindern. Es dankte ihnen für alles, was sie an ihm getan hatten. «Wenn ich mein Königreich gefunden habe, werde ich's euch lohnen», sagte es.

Und es machte sich mit den andern auf die Reise. Sie sahen viele fremde, wunderbare Länder, aber sie fanden ihre Eltern und das Königreich nicht.

Sie flogen wieder zurück und suchten und suchten.

Jetzt ist das Kuckuckskind schon selber gross. Bald wird es eigene Kinder haben.

Es wird sie wieder den guten, kleinen Waldleuten anvertrauen, denn es muss ja fliegen und sein verlorenes Königreich suchen.

Es sucht es nicht mehr für sich. Es sucht es für seine Kinder...

«Kuckuck», ruft der grosse, graue Vogel, und breitet seine Flügel aus.

«Heisst das Königreich Kuckuck?» fragt Tom.

Aber da ist der Vogel schon fortgeflogen und im Dickicht verschwunden.

Märchenglaube

Die Kinder folgten mit grosser Spannung der Kuckucksgeschichte. Sie interessierten sich lebhaft für die unsterblich fliegenden und suchenden Elternvögel ohne Heimat und Nest. Aber ganz besonders schlossen sie das arme Kuckuckskind in ihr Herz, dem es so leid tat, dass es die kleinen Waldvögelchen zerdrückte. Naturwissenschaftlich eingestellte Lehrer werden mir entgegenhalten, dass dieses Märchen dem wirklichen Leben des Kuckucks nicht gerecht werde und dass es ein fragwürdiges Vorgehen sei, den Kindern mit Märchen die Wirklichkeit zu verschleiern. Diesem Einwand möchte ich folgende Ueberlegungen entgegenstellen: Das Kind im Elementarschulalter steht in einer Zeit lebhaftester geistiger Entwicklung. Während der drei Jahre der Elementarschule vollzieht sich in seiner seelisch-geistigen Struktur ein gewichtiger Umbruch. Es erwacht langsam aus einer Art von Traumzustand zum wirklichen Leben. Nur nach und nach und schrittweise durchdringt es die nebelhafte Hülle, in der es lebt und in der es die Dinge seiner Umwelt und Tiere und Pflanzen beseelt, sie mit seinen Eigenschaften ausstattet und ihnen seine Aengste und Befürchtungen zudichtet. Der Glaube an die Beseeltheit der Dinge und an ihre magischen Kräfte macht es zum atemlosen Zuhörer, wenn Märchen erzählt werden. Denn die Märchen stammen aus einer Zeit der

menschlichen Geistesentwicklung, da Animismus und Glaube an magische Kräfte Allgemeingut waren. Diese naive, vorwissenschaftliche Geisteshaltung bringen unsere Kinder mit in die Schule. Wir begegnen ihr auf Schritt und Tritt, in allen ihren Gedanken und vor allem in ihrem Spiel. Es geht nicht an, eine Betrachtungsweise, die vom Standpunkt des Erwachsenen aus richtig sein mag, auf die völlig anders strukturierte Weltanschauung des Kindes einfach aufzupropfen.

Der Lehrer der Elementarstufe braucht die Gedankengänge der Kinder nicht zu seinen eigenen zu machen, aber er muss sie kennen und ihre Entwicklungsbedingtheit verstehen. Natürlich sind bei jedem Kind auch schon Ansätze wirklicher Wissbegierde zu finden. Sie stehen aber noch ziemlich unvermittelt neben dem Märchenglauben und werden erst nach und nach dringender. Stärke und Ausmass der beginnenden Realitätsanpassung sind von Kind zu Kind und von Klasse zu Klasse verschieden. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben des Elementarunterrichtes, eine Brücke zu schlagen vom Animismus des Kindergartenalters zum Wirklichkeitssinn des angehenden Realschülers. Soll diese Brücke wirklich stark und tragfähig sein, so müssen ihre ersten Pfeiler noch am neblig verschleierten Ufer der Märchen- und Traumwelt des Kindes stehen.

Ahnen und Wissen

Das Ahnen kommt dem Wesen der Dinge oft näher als das Wissen. Die Beseelung dringt tiefer in die Geheimnisse und Gebundenheiten eines Tierschicksals ein als die genaue Beschreibung. So wirkt die dichterische Darstellung der Aufzucht des Kuckucksjungen, wie sie *Irmgard v. Faber du Faur* den Kindern schenkt, nicht nur überzeugend; sie lässt auch noch eine viel tiefere Wahrheit aufdämmern, als sie ein materialistisch-sachlicher Naturkunde-Unterricht dem Kind des Elementarschulalters zu bieten vermöchte. Es bleibt doch immer ein Wunder, das wir mit dem Verstande nie ganz begreifen, wie die kleine, ihrer eigenen Kinder beraubte Vogelmutter sich des fremden Kuckucksjungen annimmt. Was geht in dem kleinen Waldvögelchen vor, wenn es die eigene Nachkommenschaft aus dem Nest geworfen sieht und da-

für den fremden Nimmersatt auffüttert? Ist es nicht möglich, dass die Dichterin durch das Mittel der Poesie und des Gleichnisses dem eigentlichen Sachverhalt näher kommt als die beschreibende Naturkunde? Sicher ist, dass sie die Herzen der Kinder trifft, ihr Gemüt bewegt, ihr Mitgefühl aufruft und so eine Beziehung schafft, die vorerst den Grund legt zu jedem weiteren und sachlicheren Interesse. Ohne diese Gefühlsgrundlage gibt es auch später kein echtes Interesse.

*Das Schulwandbild Frühlingswald
vor der Klasse*

Nach der Geschichte vom Kuckuck und dem verlorenen Königreich zeigte ich der Klasse das Bild. Die Künstlerin Marguerite Ammann schien mir in besonders glücklicher Weise den Märchentönen der Dichterin aufzunehmen und abzuwandeln. Die Schüler sprachen in zwei getrennten Gruppen. Ich leitete das Gespräch ein mit den Worten: «Ich habe euch ein schönes Bild mitgebracht. Erzählt mir alles, was es euch erzählt. Aber spricht nicht zu schnell; ich will aufschreiben, was ihr mir sagt.» Die Kinder sind an dieses gelegentliche Nachschreiben gewöhnt und beachten es kaum. Nicht immer konnte ich so rasch nachschreiben, wie die Kinder sprachen. Das schadet aber gar nichts. Sie warten einfach, bis ich fertig geschrieben habe und wieder einem andern das Zeichen zum Sprechen geben kann. Solche kleine Denkpausen haben sich sogar als ganz nützlich erwiesen. Die Kinder haben Zeit zur Besinnung und zur ruhigen, beschaulichen Betrachtung. Sie überlegen sich, was sie sagen wollen und formen ihre Gedanken fertig.

DAS GESPRÄCH DER 1. GRUPPE

Je, wie schön!

Oh, das ist schön!

Die Reblein spazieren im Wald herum.

Es hat ein junges Reblein.

Und noch ein ganz Kleines.

Das sind zwei Bambi.

Es ist eine Rebli-Familie.

Sie wollen vielleicht über den Bach gumpen.

Der Vater ist schon darüber gesprungen.
Die Rebe schauen uns klug an.
Aber das Jüngste schaut nicht zu uns.
Es schaut zu der Mutter.
Der Vater schaut in den Wald.
Vielleicht schaut er zu den Eichhörnchen hinauf.

*

Auf dem Baume macht ein Eichhörnchen eine Nuss auf.
Und eins klettert hinauf.
Das obere esst ein Nüsschen.
Vielleicht spart es das Nüsschen auch für den Winter.
Das Eichhörnchen versteckt sich hinter dem Stamm.

*

Hinter der Tanne auf einem Ast sitzt ein Vögelein.
Es ist grau und hat ein schwarzes Käppchen.
Und ein schwarzes Schwänzchen.
Das Vögelein sitzt auf einem kahlen Ast, grad über den
Reben.
Es will den Reben etwas vorsingen.
Oder vorpfeifen.
Vielleicht ist es eine Nachtigall.

Ich sage den Kindern, dass das eine Tannenmeise ist, weil
ich weiss, dass sie diesen Vogel noch nicht kennen.
Die Tannenmeise hat Freude, wenn die Reblein zubören,
wie sie pfeift.

*

Ueber dem Bach sitzt ein Kuckuck.
Wo?
Da, auf dem Buchenast.
Der Baum da mit dem grauen Stamm ist eine Buche.
Der Kuckuck ist ganz versteckt in den Zweigen.
Man sieht ihn fast nicht.
Seine Brust ist ganz weiss.
Es hat keine Streifen darin, wie bei dem Kuckuck, den
wir gemalt haben.
Doch, Harry, man sieht sie nur nicht gut.
Es hat nur ganz wenig so braune Federchen, dunkelbraune
Federchen.
Der Schwanz ist auch dunkelbraun mit ein wenig Weiss
darin.
Und am Kopf und an den Flügeln ist er auch braun.

*Er ruft: Kuckuck, kuckuck!
Die Rehlein hören es.
Das Reh über dem Bach sieht ihn vielleicht.
Es sucht ihn und findet ihn nicht.
Der Kuckuck loser, wie der Bach rauscht.
Marlies, es heisst: Der Kuckuck lauscht.
Am Boden, bei den Rehen, wächst Farnkraut.*

*

*Aber was ist das für ein Vogel auf dem Baum enen am
Bach?*

Susi, das ist eine Eule.

Da oben steht geschrieben: Waldkauz.

*Wir hatten für unsere Besprechung den Original-Entwurf der
Künstlerin zur Verfügung, wo tatsächlich auf dem weissen Bild-
rand mit Bleistift die Namen der Vögel angegeben waren.*

Der Waldkauz hat ein weisses Gesicht.

Die Augen sind fast so gross wie das Gesicht.

Der Waldkauz hat einen spitzigen Schnabel.

Und einen gespriggelten Bauch.

Er schaut ganz böse zu uns.

Er hat die Menschen nicht gern.

Er sieht nicht gut am Tag, nur wenn es dunkel ist.

Er hat einen schwarzen Rücken.

Der Mond scheint gerade auf ihn.

*

Ist das der Mond?

*Ich habe zuerst auch gedacht, es sei der Mond, aber weil
er so klein ist . . .*

*Es sieht aus, wie wenn etwas Weisses aufgehängt wäre
an dem Ast.*

Der Ast geht vor dem Mond durch.

*Aber warum ist denn der Mond am Himmel, wenn es
Tag ist?*

Es ist halt noch ganz früh am Morgen.

*Es ist erst hell geworden, und jetzt sieht man den Mond
noch ein wenig.*

Drum ist er so weiss.

Im Bach sind Steine.

Es glitzeret im Bach.

Weil der Mond drin scheint.

*

*Unten am Baum sind noch Blümlein.
An welchem Baum, Heidi?
Unten an dem Baum, wo die Eule sitzt, sind Guggublu-
men; die weissen Sternlein da sind Guggub Blumen.
Aber Heidi, das sind doch Erdbeeren.
Die weissen Sternlein sind die Blüten von den Erdbeeren.*

*

*Dort hinten ist etwas Graues — wie eine Ruine.
Das ist einmal ein Haus gewesen.
Vielleicht ist es ein Schloss gewesen.
Oder eine Burg.*

Weil es in der nächsten Minute läuten wird, frage ich noch:
«Gefällt euch das Bild?»

Zwischen vielen «ja, ja»:

*Der Wald ist so schön — man meint, es sei ein richtiger
Wald.*

Man meint, man sei selber im Wald.

*Es macht mich ganz an, ich möchte grad in den Wald
gehen.*

Hier wurde das Gespräch abgebrochen und am nächsten Tag eine Viertelstunde vor Schluss des Vormittags-Unterrichtes noch einmal aufgenommen. Zur Einleitung des zweiten Gespräches las ich den Schülern das Stenogramm vom Tage vorher vor. Ich mache das meistens so. Die Schüler kommen dann nicht mehr auf die Dinge zurück, die sie schon erzählt haben. Und ausserdem freut es sie, ihr Gespräch im Zusammenhang zu hören.

2. GESPRÄCH MIT DER 1. GRUPPE

Nach der Vorlesung des 1. Gespräches leite ich das zweite ein mit den Worten: «Vielleicht findet ihr noch etwas auf dem Bild, von dem ihr noch gar nichts erzählt habt.»

Von den Bäumen haben wir noch nichts erzählt.

Die Bäume haben einen grünen Pelz . . .

Ich war so überrascht über den Ausdruck «Pelz», dass ich ins Gespräch platzte mit der Frage: «Einen Pelz?»

Ja, sie haben ein grünes Kleid.

Sie haben ein grünes Tuch über sich gezogen.

Grosse Stille, niemand meldet sich zum Wort; darauf gebe ich zu bedenken: «Das muss aber doch ein seltsames Tuch sein, man sieht ja durch das Tuch hindurch, man kann alle Aeste und Zweige und auch die Stämme sehen.»

Es ist halt ein Löchlistoff.

Oder ein Vorhang.

Wieder Pause. Da niemand sprechen will, frage ich: «Kennt ihr nicht noch einen Stoff, der so durchsichtig ist?»

Ein Schleier!

Die Kinder sind wie erlöst, dass endlich der richtige Ausdruck gefunden ist.

Ja, es ist wie ein Schleier!

Wie ein Schleier von einer Braut.

Wir nehmen manchmal einen alten Schleiervorhang, wenn wir Hochzeit spielen.

Aber das ist kein weisser Schleier, das ist ein hellgrüner Schleier.

Es ist, wie wenn die Bäume Hochzeit hätten, alle haben Schleier an.

Der Schleier ist von den Blättern.

Die Blätter sind ganz hellgrün, ganz frisch und . . .

(die Schülerin sucht nach einem Wort)

. . . sie sind so gesund.

Die Bäume haben allen Saft aus den Wurzeln heraufgeholt und haben ihn in die Blätter geschickt, darum sind die Blätter so frisch und grün.

Weil der Frühling gekommen ist.

Wieder ein Moment der Stille, schliesslich sagt das Mädchen, das von der Hochzeit der Bäume sprach:

Und die Erdbeeren unten am Stamm mit den weissen Blüten, das ist wie das Kränzlein von der Braut.

Ja! . . .

Die Kinder freuen sich sichtlich über diese phantasievolle Deutung; die meisten lächeln vor sich hin, bis nach einer Weile das Gespräch noch ein letztes Mal auflebt. (Ueber die Blüten siehe übrigens den vorangehenden Aufsatz. Anm. d. Red.)

Und zwischen den Blättern scheint der Himmel hindurch.

Das ist so schön, wie der blaue Himmel so durchscheint durch die Bäume,

GESPRÄCH DER 2. GRUPPE

Ei! Oh! je!

Ein Guggu sitzt auf einem Ast.

Der Guggu schaut hinunter auf das Reh.

Das Reh stand am Bach.

Lisebeth, es heisst: Das Reh steht am Bach.

Am Bache steht Gras und Schilf.

Der Kuckuck hat grosse Augen.

Das ist ja eine Eule, eine junge Eule!

Das ist doch der Kuckuck!

Ja, er ist halt hoch im Baum versteckt.

Er sitzt auf einem Ast.
Man meint, er sitze auf sebem Baum enen am Bach, aber
er ist auf dem grauen da.
Auf dem Birkenbaum.
Nein, das ist eine Buche.
Der Kuckuck ist dicht in den Blättern versteckt.
Er ist fast verschwunden in den Blättern.
Er sitzt im Dickicht.
Er wartet vielleicht auf Tom.
Der Rücken und die Flügel sind braun, nicht grau wie bei
dem Kuckuck, wo wir gemalt haben.
Und die Brust ist ganz weiss und hat keine Streifen.
Und der Schwanz ist einfach braun, ohne weisse Flecken.
Der Kuckuck ist halt weit oben auf der Buche, da sieht
man die Streifen und die Flecken nicht, von so weit.
Aber bei der Eule sieht man es.
Ja, die Eule ist auch näher.
Nein, sie ist noch weiter weg, sie ist ja auf dem Baum
enen am Bach.
Die Eule ist aber grösser als der Kuckuck, da sieht man
alles besser.

*

Ein Erdbeerstöcklein versteckt sich hinter dem Buchen-
stamm.
Die Beerchen leuchten rot.
Es hat noch drei Erdbeerblätter ganz am Boden.
Die Blätter lampen auf den Boden.
Es hat noch Erdbeerblüten.
Man meint, es seien Guggublümlein.
(In unserer Gegend gebräuchlicher Name für Waldanemone.)

*

Es stehen viele Reblein auf der Wiese.
Zwei junge und zwei alte.
Sie wollen am Bach Wasser trinken.
Sie lügen alle zu uns.
Edi, man sagt: Sie schauen zu uns.
Die zwei Jungen haben viele weisse Tüpfchen.
Aber das Jüngste schaut nicht zu uns.
Vielleicht ist das grösste die Mutter, und das Jüngste
schaut, ob die Mutter noch bei ihm ist.

*Das Reh, wo enen am Bach steht, ist vielleicht traurig,
weil es nicht zu den andern kann.
Monika, es kann ja über den Bach springen, die Rebe kön-
nen weite, grosse Sprünge machen.*

*

*Ich glaube, der Baum, wo die Eule darauf sitzt, das ist
eine Eiche.*

Aber es hat ja keine Eicheln daran.

Und die Blätter sind nicht so . . . gebogen.

Es meint: gebuchtet. Ich greife ein: «Die Bogen an den Blatt-
rändern kann man nicht so deutlich sehen, wenn die Blätter
hoch am Baume hängen; aber dass keine Eicheln zu sehen sind,
das hat doch wohl einen andern Grund?» Stille. Ich: «Ihr habt so
viel vom Kuckuck erzählt. Wann ruft denn der?»

Im Frühling.

Wieder Stille. Ich: «Singt doch einmal das Liedchen vom
Kuckuck und vom Frühling!»

*Kuckuck, Kuckuck,
ruft's aus dem Wald.
Lasset uns singen,
tanzen und springen,
Frühling, Frühling, wird es nun bald.*

*Ja, man sieht ja, dass es Frühling ist, weil die Erdbeeren
noch Blüten haben.*

Aber viele Erdbeeren sind schon reif.

*Es geht bald schon ein wenig gegen den Sommer, da ruft
der Kuckuck auch noch.*

Aber im Herbst fliegt er fort in die warmen Länder.

In die Riesewälder zu den Riesentieren.

Und sucht sein verlorenes Königreich.

Ich: «Aber jetzt wissen wir immer noch nicht, warum es
keine Eicheln hat an dem Eichbaum.»

Im Frühling hat es ja noch keine Eicheln.

Und auch keine Haselnüsse.

Und keine Buchnüsse.

Die Nüsse und die Eicheln, die gibt es erst im Herbst.

*

*Das da vorn mit dem hellgrauen Stamm, das ist eine
Buche.*

Es hat noch mehr Buchen.

Da ist noch eine Buche — und da — und da —

Es sind fast lauter Buchen.

Man könnte fast sagen: Das ist ein Buchenwald.

*Es hat aber auch noch zwei Tannen.
Ihre Aeste fangen erst ganz weit oben an.
Die untern Aeste sind abgebrochen.*

Die untern Aeste sind verdorrt, weil sie zu wenig Sonne haben da zwischen den Buchen. Die Buchen geben viel Schatten, wenn ihre Blätter ganz ausgewachsen sind.

*Die Tannenbäume haben wie Spinnennetze um die
Nadeln.*

*Vielleicht ist da oben ein Nest von den Eichhörnchen.
Wo?*

*Da, zwischen den Zweigen, man sieht es nicht gut.
Ein Eichhörnchen sitzt auf dem untersten Ast und isst ein
Nüsschen.*

*Ein Haselnüsschen.
Oder ein Buchnüsschen.*

Besinnt euch, was ihr vorthin von den Nüssen erzählt habt!
*Es hat ja noch gar keine Nüsschen an den Bäumen.
Vielleicht hat es ein Nüsschen aus seinem Versteck gebolt.
Es hat es gespart bis jetzt.*

*Oder es hat einen Tannzapfen abgerissen und hat ein
Kernlein herausgegrübelt.*

*Ja, das essen die Eichhörnchen gern.
Vielleicht isst es auch ein Erdbeerchen.*

*Da neben den Tannenbäumen, da hat es noch braune
Stämme, sind das Eichen?*

Ja, das sind wahrscheinlich Eichen.

*Der Baum, wo die Eule darauf sitzt, hat auch einen brau-
nen Stamm.*

*Der Efeu wächst an den Stämmen hinauf.
Bis ganz hoch hinauf wachsen die Efeublätter.*

*Was ist denn das für ein Baum hinter der grossen Buche
mit dem ganz dunkelgrauen Stamm?*

Das könnte eine Erle sein, eine Schwarzerle, die wachsen gern am Wasser und strecken ihre Wurzeln in den feuchten Grund, da ist es ihnen wohl.

*Weiter hinten ist noch eine Erle, die ist auch ganz nahe
beim Bächlein.*

Ganz weit hinten ist ein grosser Stein.

Das ist eine Burg.

Dem sagt man eine Ruine.

Vielleicht war es einmal ein Schloss.

*Vielleicht haben sie die Burg abgerissen.
Ober sie ist im Krieg zerschossen worden.*

Nachbetrachtung des Unterrichtsgesprächs

Die offensichtliche Verschiedenheit der beiden Gruppengespräche rührt zum grossen Teil daher, dass die 1. Gruppe die erste Stunde des Vormittags zur Verfügung hatte, und die 2. Gruppe die letzte Stunde, wo eine gewisse Ermüdung schon deutlich spürbar ist. Die Gruppierung ist in grossen Stadtklassen eine rein stundenplantechnische Notwendigkeit und wird nicht nach Begabungen oder Intelligenz der Schüler vorgenommen. Ich bemühe mich immer, die beiden Gruppen möglichst gleichmässig zu bilden. Aber es sitzt in der ersten Gruppe ein besonders phantasiebegabtes Mädchen, das auf den Verlauf eines Gespräches oft bestimmend einwirkt. Es ist das Mädchen, das den Gedanken des Brautschleiers aufbrachte, der den Schluss des Gespräches so poetisch werden liess. Im übrigen aber überwiegt das Gemeinsame der beiden Gruppengespräche: die primäre Auffassung des Zuständlichen im Bild als Handlung oder Bewegung, und die Art der sprachlichen Formulierung. Die für beide Gruppen typischen Fehler und sprachlichen Unzulänglichkeiten, die vielen Mundartwendungen und die unvollständigen Sätze, nehme ich als stufengemässe Sprechweise in einem Unterrichtsgespräch einfach hin. Die vereinzelt Korrekturen der Schüler unter sich zeigen immerhin, dass sie sich bereits angewöhnt haben, der sprachlichen Form einige Beachtung zu schenken.

Der schriftliche Ausdruck

Noch reiner als in einem gemeinsamen Gespräch, wo die Kinder sich natürlich gegenseitig stark beeinflussen, lässt sich die sprachliche Anregung, die von dem Bild ausgeht, verfolgen in der freien Einzelniederschrift. Durch die mündliche Uebung im Unterrichtsgespräch kommen die Kinder rasch dazu, ziemlich frei und ungehemmt ihre Gedanken und Einfälle niederzuschreiben. Orthographische Fehler werden in solchen Arbeiten ebensowenig in Betracht gezogen wie die Mundartwendungen oder Grammatikverstösse während eines Gespräches.

Die folgenden Beispiele, die mit ihren Fehlern wiedergegeben werden, sollen die drei wichtigsten Begabungsformen der Klasse belegen. Die Ueberschrift durfte jedes frei erfinden. Meine Aufforderung lautete: *Schreibt eine Geschichte zu dem Bild!*

1. Ausgesprochen schwache Schüler

Im Wald

Die Rehlein hüpfen im Walde herum, das Jungschte aber ist traurig, es kan noch nicht so geschwind schpringen

Im Frülmg

die Reb gehen an den Bach und dringen sich fol. und die Reb Mutter lauscht befor si drinkt.

Im frülms Wald.

Die Reb springen in der Wiese herum. Die Reb haben weisse düpfe und drumum sind sie braun. Der Kuckuck ruft laud.

2. Die phantasievolle Mitte mit unbekümmert schlechter Orthographie

Im Vrülmg Wald

Der Rehböck lauscht Er hat schpizige Hörner Er kan sich von alen Gefaren Weren vileicht von Fuchs darum kan er gut schpringen der Rehböck hört etwas Rauschen ietzt nimt er einen satz über das Bächlein und schbringt fort in seines Gebüsch dort legen si sich hin und schlafen ein da sind si geschützt

Im Frühlmg Wald

Die Reb hüpfen auf der Wiese herum. und sie spilen mit ein ander. und sie habens so luschdig auf der Wiese. die Reb waren so gerne im Walde. und wen ich sie streichel wolde den springen sie fort. und ich wole ienen ia gar nichz machen

im Wald

die Rebe springen auf der Wald Wiese herum. darf ich auch mit kommen fragte das Jünste aber du darfst nicht fort laufen du must imer bei uns bleiben wier gehen auf die Wald Wiese spiel machen, und spilen und fangis machen. die Jungen Rehlein sprangen nach und haben so freut das sie die mutter überholt haben.

Die Geschicht von den Eichhörnchen

Ein Eichhörnchen kledert auf ein Baum zu den Kinder, hofendlich haz den Marder nicht gegesen zum glück hat er si nich erdwizt. Er ist nicht so schlau. ich mache meine Nester schlau. Er find nicht alles meine Kinder leben noch ich bin hoch auf der dane der Marder find mich nicht. Aber er hat nicht so gute Nester Er ist dümer.

Die Geschichte vom rauschenten Bach und den Rehen

der Bach rauscht die rebe wolen trinken der Bach springt das Wasser wolte nicht von den Rehen getrunken werden trum

springt das Wasser so fest enen am Bach stet der Rebock das Wasser springt durch das Schilf die Re haben durst.

Im Frühlings Wald

Es war früh am Morgen die Rehlein geben Wasser trinken und farnkraut Essen. Sie gehen spilen sie renen um den kreis eins auf die rekte seite und eins auf die linke seite renen sie imer herum. Wenn die Reh Mutter eines geboren hate legte sie es under einen Tannenbaum, wo die äste herunder hangen da schläfte es gut die ganze nacht, am Morgen erwachte es und darf tringken wenn es getrunken hat legte sich die Mutter dann schläfte es

im Frülins Wald

die Reh sprinen im Walde herum. die Reh ginen an den Bach gogen trinken. die Eichhörnchen sitzen auf dem Tannenbaum. die Erdberen haben noch Erdberblüden. das Erdberstöcklein fersteckt sich hinter einer Buche. der Gugug sitzt auf der Buche. das Reh springt fort ins Gebüsch. es hat angst darum springt es ins gebüsch. tort springt eines über den graben. es hat den Jäger gesehen.

3. Intelligente Schüler mit gutem Gedächtnis und relativ guter Orthographie

Im Frühlingswald

Die Reh sind im Wald. Sie gehen an den Bach um Wasser zu trinken. Si haben grossen Durst. Den es ist früh Morgens. Der Rehbock ist auf einer seite und past auf die andern Reh auf das ihnen nichts geschiet. Jetzt können sie trinken. Jetzt geht auf die Wiese um zu spielen befahl der Rehbock.

Die Reh lauschen, weil sie höhren, das wir kommen. der Vater von den Rehn ist schon über den Bach gesprungen. Der Kauz hat grosse Augen wenn ich ihn anschau machte er mir Angst. Auf der Tanne sitzt eine kleine Tannenmeise die Tannenmeise hat ein schwarzes Käppchen. Auf einer Tanne sind zwei Eichhörnchenn, eines klettert gerade auf die Tanne, und das andere Eichhörnchen sitzt auf einem Ast, und macht eine Nuss auf. Im Bach sind grosse Steine und das Wasser stürzt über die Steine. Der Mont scheint und der Himmel ist bleich. Auf der Waldwiese ist eine Ruine.

Im Wald

Eine Eule sitzt auf dem Baume. Sie lauscht und knurt. Aber es war nimant. Der Rehbock lauscht. Die Vögelein singen. Der Kuckuck ruft Kuckuck Kuckuck so ruft er von der Tanne hinunter. Der Bauch rauscht. Die Rehlein haben genug gefressen und getrunken. Jetzt wollen sie auf die Waldwiese befor es bell wirt. Und wenn die Sonne herfor kommt, dann springen sie vort. Dann wissen sie Jetzt ist es Zeit. Wir müssen fortspringen. Und die Eule fliegt fort in die Ruine. Dann schläft sie. Es blendet sie am Tage.

Im Wald

Eine Reh Familie wollte Wasser trinken. Der Reh Vater ist über den Bach gesprungen. Der Reh Vater lauscht. Sie wollen auf die Waldwiese spielen gehen, und umher rennen. Der Kuckuck ruft Kuckuck und wieder Kuckuck. Die Bäume stehen hoch. Sie haben einen Schleier und feiern Hochzeit. Der Bach rauscht. Der Kauz ruft Uhu, Uhu, Uhu, und wenn er gefahr sieht, so macht er rrrrrr und noch einmal rrrrrrr. Die Eichhörchen sind auf dem Baum. Eins macht ein Nüsschen auf.

*

Nach den Unterrichtsgesprächen, aber vor der freien Niederschrift, hatte ich der Klasse erzählt von dem jungen Rehlein Bambi, wie es im Dickicht zur Welt kam und wie seine Mutter es umsorgte. Ich erzählte von den verborgenen Rehwegen im Wald, vom Wechseln zum Waldbach, vom Spielen und Springen auf der Waldwiese und von den Helfern und Warnern unter den Waldtieren. Der Niederschlag dieser Erzählung zeigt sich deutlich in den Aufsätzchen der intelligenten Schüler mit gutem Gedächtnis. Auch der klare und einfache Stil der Geschichte vom Kuckuck und dem verlorenen Königreich mit seiner kindertümlichen Poesie wird von einigen Kindern fast assimiliert und klingt in einigen Ueberschriften und im letzten Aufsätzchen deutlich nach. Aber vor allem tönt das Gruppengespräch in ihren Ohren nach und befruchtet die schriftliche Darstellung.

Orthographische Bereinigung

Die Schüler lasen sich ihre Aufsätzchen mit Spannung und grossem Vergnügen vor. Statt Fehler anzustreichen, suchte ich den wichtigsten und häufigsten Fehler dieser Klassenarbeit zu erfassen. Er bestand offensichtlich darin, dass immer noch eine beachtliche Zahl von Kindern ihre Gedanken ohne Satzzeichen aneinanderhängte. Merkwürdigerweise hörte man beim Vorlesen dieser Arbeiten durch die Kinder fast nichts davon. Die Kinder setzten von selbst ab nach einem beendeten Gedanken. Keinem fiel es auf, dass die Satzzeichen fehlten. Ich schrieb ein solches Aufsätzchen an die Tafel ab ohne die orthographischen Fehler, damit die Kinder sich nur auf die Interpunktion und auf die Großschreibung am Satzanfang konzentrieren konnten. An der Wandtafel fielen die fehlenden

Zeichen sofort auf und wurden auch von den schwachen Schülern mit Eifer berichtet. Das gemeinsam bereinigte Aufsätzchen wurde als Schönschreibübung von der ganzen Klasse abgeschrieben. Aus sieben schwächeren Arbeiten nahm ich dann noch je einen gutgeschriebenen Satz und schrieb diese in einer sinnvollen Reihenfolge an die Wandtafel. So entstand ein Gemeinschaftsaufsätzchen, das als Ganzes wieder von der Klasse nachgeschrieben wurde:

Im Frühlingswald

Die Rebe wollen Wasser trinken. Der Rebbock ist schon über den Bach gesprungen. Er lauscht. Er schaut im ganzen Walde herum. Die Rebmutter und die zwei Rebkinder wollen auch über den Bach springen. Sie haben genug getrunken. Jetzt wollen sie auf die Waldwiese hüpfen und springen und spielen, bis es Tag ist. Dann verstecken sie sich im Gebüsch und schlafen.

Durch solche Abschreibübungen werden die wichtigsten Wörter in ihrer richtigen Form geübt. Dem Einüben der Wortformen dient auch das Abschreiben von kleinen Versen, die das Thema ausweiten und vertiefen helfen.

Das Rehlein

*Was tut das Rehlein den ganzen Tag?
Es springt über einen kleinen Tannenbaum,
und die Weidenröslein schauen ihm zu.*

Die Eule

*Warum schreit die Eule so sebr?
Alle Vögel und alle Kinder dürfen schlafen.
Die Eule muss fliegen in der schwarzen Nacht,
hin und her, hin und her in der schwarzen Nacht.
Darum schreit die Eule so sebr.*

I. v. Faber du Faur

Rätsel

*Schneeweiss erblüht's,
schön rot erglüht's,
schmeckt wunderfein.
Was mags nur sein?*

Volksmund

Erdbeersuchen

*Erdbeer hat ein grünes Kleid
und ein rotes Köpfchen.
Kommt mir in die Fingerlein!
Rollt hinein ins Töpfchen!*

Kreidolf

Waldvögelein

*Vögelein im Tannenwald pfeifet so hell,
pfeift den Wald aus und ein,
pfeift den Wald aus und ein,*

Vögelein im Tannenwald pfeifet so hell,
Vögelein am kühlen Bach pfeifet so hell,
pfeift den Bach auf und ab,
pfeift den Bach auf und ab,
Vögelein am kühlen Bach pfeifet so hell.

Rätsel

Wer kennt das Haus von Heu und Moos?
Es werden drin die Vögelein gross.

Das Bild ist auch eine Fundgrube für
gebundene Sprachübungen.

Wir übten daran die Eigenschaftswörter. Für meine Zweitklässler kamen allerdings erst die einfachsten davon in Frage. Von den *Eigenschaften* der Dinge werden in diesem Alter vor allem die Farben wahrgenommen, dann die Bezeichnungen der Ausdehnung: gross, klein, dick, dünn, — des Tastens und des Geschmacks: hart, weich, warm, kalt, süss, bitter, — und schliesslich die Wörter, die eine Gesinnung oder Gefahr angeben: lieb, böse, giftig.

Im Wald ist alles grün

grüne Bäume, — Buchen, — Eichen, — Tannen, — Sträucher, — Blätter, — Moos, — Zweige, — Erdbeerblätter, — Farnkraut.

Auch die weisse Farbe ist schön

weisse Erdbeerblüten, — Guggublumen, — Maiglöcklein, — Waldmeister, ein — Mond, — Wolken.

Gib jedem seine Farbe!

Ein — Wald, eine — Wiese, eine — Ruine, ein — Kuckuck, zwei — Eichhörnchen, viele — Erdbeeren, viele — Buchenstämmen, — — —

Tom bringt der Mutter einen Blumenstrauss aus dem Walde.

Er findet: blaue Glockenblumen, — Ankenballen, — Waldnelken, — Vergissmeinnicht, — Schlüsselblumen, — Waldveilchen. Oh, was für ein — Strauss!

Kennst du diese Dinge?

Weisstanne, Rottanne, Schwarzerle, Blaumeise, Rotschwänzchen, Schwarzkäppchen, Grünspecht, Buntspecht, Rotkehlchen, Weissdorn?

Gross und klein, dick und dünn, hoch und niedrig

Hohe Bäume, niedrige Erdbeerpflänzchen, — Rehe, — Eichhörnchen, eine — Eule, eine — Tannenmeise, ein — Tannzapfen, ein — Buchnüsslein, — Stämme, — Zweige, — — —

Böse Dinge im Wald

Spitzige Dornen, giftige Beeren, — Käfer, — Ameisen, ein
— Fuchs, ein — Marder, — Pilze, — Schlangen, ein — Zwerg,
eine — Hexe, — — —

Auch die *Tätigkeitswörter* können geübt werden:

Tom hört den Kuckuck rufen. Er hört die Tannenmeise —.
Er hört den Bach —, die Eule —, den Specht —, die Blätter
im Winde —.

Die Rehe möchten auf die Waldwiese hinaus. Da wollen sie
hüpfen und springen und — und — und — — —

Die Eichhörnchen sind lustig und munter. Sie springen von
Ast zu Ast. Sie — — —

Tom drängt sich durch das Dickicht. Haselruten versperren
ihm den Weg. Brombeerranken halten ihn fest. Dornen —,
Wurzeln — — —

Verfahren in einer ersten oder dritten Klasse

Die Durchführung eines Unterrichtsgesprächs bleibt sich für die ganze Elementarstufe gleich, nur dass in einer ersten Klasse in Mundart gesprochen wird. Als Begleitstoff käme für die 1. Klasse eines der Waldmärchen von Grimm in Frage, z. B. die erste Hälfte von «Brüderchen und Schwesterchen» bis zur Erlösung des Schwesterchens aus dem Zauberwald und seiner Hochzeit mit dem Königssohn. Dass durch diese Kürzung das Brüderchen ein Reh bleibt, nehmen die Kinder kaum tragisch, weil sie noch ein inniges, beinahe geschwisterliches Verhältnis zu den Tieren haben. Für die *dritte Klasse* dagegen könnten schon etwas naturkundlichere und sachlichere Begleitstoffe herangezogen werden, z. B. ausgewählte Kapitel aus «Bambi», oder die Rehgeschichte von Elisabeth Müller: «Karis bester Freund» in «Wackere Leute» (Stern-Bücher, evangel. Verlag). Schliesslich gibt es noch ein entzückendes und reich illustriertes Eichhörnchen-Heft unter den Père-Castor-Bändchen aus dem Flammarion-Verlag: «Panache, l'écureuil». (Die deutsche Uebersetzung davon ist nicht zu empfehlen.) Auch die neueren kantonalen Lesebücher, die Berner vor allem, enthalten Tiermärchen und Tiergeschichten, Vogellieder und Waldgedichte in vorbildlicher Auswahl.

Die Sprachübungen allerdings müssten für die andern beiden Elementarklassen stark verändert werden. Für die 1. Klasse käme allenfalls, wenn das Bild erst gegen den

Herbst gezeigt würde, ein einfacher Lesetext in Frage, z. B. von I. v. Faber du Faur aus «Kind und Welt»:

Wo ist die Katz?	Wo ist das Kind?
Die Katz ist im Haus.	Ja —, wo ist das Kind?
Wo ist der Hund?	Es ist nicht im Haus.
Der Hund ist im Hof.	Es ist nicht im Hof.
Wo ist das Reh?	Das Kind ist beim Reh
Das Reh ist im Wald.	im Wald.

Alice Hugelsbofer.

Schülergespräch auf der Mittelstufe

(IV. Klasse)

Zu den vorliegenden grundsätzlichen Betrachtungen über Wesen und Sinn des Unterrichtsgesprächs hat der Lehrer, der die Kinder auf der Mittelstufe unterrichtet, nicht viel Neues beizufügen. Sofern er dem Unterrichtsgespräch neben den «bewährten historischen» Unterrichtsformen den ihm gebührenden Platz einräumt, wird er sich glücklich schätzen, wenn er eine zum Gespräch bereits erzogene Klasse antreten kann. Ist dies nicht der Fall, so wird er unverdrossen und mit grosser Geduld ganz einfach vorn beginnen, d. h. er wird, wenn es der Stoff verlangt, ganz unvermerkt und ohne dass es den Schülern bewusst wird, bei Gelegenheit in den Hintergrund treten und versuchen, die vorhandenen Gaben aus dem Dornröschenschlaf zum Leben zu erwecken. Er wird vor allem auch darauf bedacht sein, seine Schüler zum aufmerksamen Zuhören zu erziehen. In dieser Kunst muss er sich selber ganz besonders üben, wenn er die ihm anvertrauten Zöglinge dazu erziehen will. Schüler, die nicht aufeinander hören können, reden aneinander vorbei; die Sätze, die sie allenfalls bilden, sind ohne Zusammenhang und haben mit einem Gespräch nichts zu tun.

Eine neugebildete vierte Klasse soll sich zu einem Bildchen äussern, das einen sich flüchtenden Winter darstellt, der von Sonne, Vögeln und Schmetterlingen aus dem Lande vertrieben wird. Zögernd und mit Pausen entstand folgendes Gespräch:

Der Winter flüchtet sich.
Das Zwerglein läutet die Blumenglocken.
Die Elflein tanzen im Sonnenschein.

Der Rabe sitzt auf dem Zaun.
 Der Schmetterling fliegt dem Winter nach.
 Der Käfermann kommt vor sein Haus.
 Ein Vogel sitzt vor dem Vogelhaus.
 Die Vögel schweben durch die Luft.
 Die Sonne erwacht.
 Die Blüten erwachen.
 Die Blümlein blühen.
 Die Sonne scheint.
 Der Rabe krächzt dem Winter nach.
 Das Vöglein zwitschert.
 Der Winter ist traurig, dass er fort muss.
 Die Bäume blühen.
 Das Gras wächst wieder.
 Der Käfermann sagt: Was fangt ihr für einen Spektakel an,
 dass wir nicht mehr schlafen können?
 Es hat gar keinen Käfer.
 Der Käfer ist im Gedicht.

Wir tun in einem solchen Falle gut, ein Protokoll aufzunehmen und den Schülern das Gehörte nachher vorzulesen. Im Spiegelbild erkennen sie ihre Tugenden und Schwächen besser als im Ablauf des Geschehens. Die Zusammenhanglosigkeit ihrer Gedanken muss ihnen auffallen. Keiner bekümmerte sich um das, was sein Nachbar gesagt hatte. Die Leistung könnte bestenfalls als Sprachübung bezeichnet werden. «Es war langweilig, wir sprachen einmal von dem und einmal von jenem», lautete ihr Urteil. Ein zweiter Versuch begann folgendermassen:

Der Winter flüchtet sich.
 Er hat gemerkt, dass er nicht mehr dableiben darf.
 Er flieht vor dem Frühling.
 Er geht traurig fort.
 Der Schmetterling jagt ihn fort.
 Der Rabe kräht ihn aus.
 Man sagt krächzt . . . usw.

Das ist ein erster bescheidener Fortschritt. Beitrag 2 begründet Beitrag 1. Beitrag 4 sieht in die Gestalt des Winters hinein. Beitrag 7 korrigiert Beitrag 6 usw.

Es wird in den folgenden Stunden nicht an Rückfällen fehlen. Das Unterrichtsgespräch bedarf wie der Aufsatzunterricht fortwährend der Korrektur; diese mag das Gespräch zuweilen unterbrechen, sie mag nach erfolgter Arbeit oder gar einen oder zwei Tage später erfolgen. Selbstbesinnung führt uns zur Einsicht in begangene Fehler, sie führt uns aber auch, was unendlich viel wichtiger ist, zur Erkenntnis unseres Wesens. Sie tadelt nicht nur,

sondern sie lobt auch, sie hebt das Gelungene hervor und ermutigt zum Bessermachen.

Wie wurde meine Klasse ein paar Wochen später vom Schulwandbild Frühlingswald von Marguerite Ammann angesprochen?

Am Anfang unserer Bildbetrachtung steht das Schweigen. Die Schüler sollen das zu besprechende Bild zuerst still auf sich wirken lassen. Ihre Augen schweifen von Gegenstand zu Gegenstand, vom Baum zum Bach, vom Bach zu den Tieren, aus dem Wald in die Ferne, sie leben sich in die Atmosphäre des Bildes ein, und ihre Gedanken beginnen, wenn auch vielleicht erst unbewusst, eine sprachliche Form anzunehmen.

Wer sich nicht kühn ins Abenteuer einer Bildbesprechung zu stürzen wagt, der mag, bevor er das Wort freigibt, unter Leitung der Schüler einen Plan aufstellen. Wir sprechen vom Wald, vom Bach, dann von den Tieren, vom Ausblick in die Weite, von dem, was uns am Bilde besonders gefällt. Später muss ein solcher Plan nicht mehr äusserlich festgenagelt werden, er ergibt sich während des Gesprächs gleichsam von innen heraus.

Mit Nachdruck müssen wir der Auffassung entgegenreten, als ob der Lehrer im Unterrichtsgespräch völlig ausgeschaltet sei und dass er nichts zu sagen habe. Namentlich die zum Gespräch noch unerzogene Klasse braucht ständig des beobachtenden und klugen Führers. Seine Aufgabe ist es, mit erhobenem Zeigefinger, mit gerunzelter Stirn oder fragenden Augen, mit einem aufmunternden Lächeln oder mit einem energischen Halt die Klasse vor Seitensprüngen zu bewahren, sie allenfalls ins richtige Geleise zu bringen, den Scheuen aus seiner Reserve herauszuholen, den Ueberbordenden in die Schranken zu weisen, das Wertvolle zu erkennen und hervorzuheben. Fallfehler, mundartliche Wendungen und sprachliche Schwerfälligkeiten verbessert er im Vorübergehen. Vor allem wohnt er dem Gespräch mit offenen Sinnen und starker innerer Teilnahme bei.

Das nachfolgende Protokoll des Unterrichtsgesprächs über den Wald will kein Musterbeispiel einer Lektion sein. Es ist gleichsam eine Bestandesaufnahme einer noch jungen vierten Klasse, die die ersten Gehversuche im Ge-

sprach hinter sich hat. Am ehesten liesse sich das Protokoll als Gesprächs-Test bezeichnen. Unterrichtender und zugleich stenographierender Lehrer zu sein, ist eine Doppelaufgabe, die man mit Erfolg nur in einer gutgeschulten, selbstständig arbeitenden Klasse durchführen kann. So hafte diesem Gespräch Mängel an, die den pädagogischen Schwarzseher ebensosehr zum Gegner des Unterrichtsgesprächs machen könnten.

DER FRÜHLINGSWALD

Im Hintergrund steht eine Ruine.

Ich würde nicht gerade vom Hintergrund anfangen, du siehst vorn viele Sachen viel näher; die andern Sachen können wir nachher genauer besprechen.

Dieses Bild zeigt uns einen Wald.

In diesem Wald wohnen viele Tiere.

Dieser Wald ist im Frühling.

Nein, im Herbst.

Im Herbst sind die jungen Rebe schon gross, und die Bäume haben farbiges Laub.

Der Wald besteht aus ziemlich viel Buchen.

Es ist ein Mischwald.

Es hat fünf Rebe.

Evi, jetzt sind wir beim Wald und nicht bei den Reben.

Die Bäume hat man hier stehen lassen, weil ein Bach hindurch fliesst.

Ich glaube nicht, dass man sie extra deswegen stehen liess.

Ja, aber du siehst, dort hinten hat es nur Wiese, dort sind keine Bäume mehr.

Aber bei einem Waldstreifen hat es nicht soviel Rebe.

Dann ist es sicher ein grösserer Wald; wenn es nur ein Streifen wäre, könnten die Rebe nicht irgendwo rasten und sich ein Plätzchen aussuchen.

Manche Stämme sind mit Efeu bewachsen.

Man sieht, wie die Sonne durch den Wald schimmert.

Bei einer Buche sieht man ganz genau die Wurzeln.

Ich glaube sicher, dass der Bach die Erde um diese Wurzeln herum fortgeschwemmt hat.

Rechts hat es eine grosse Föhre.

*Es hat viele Erdbeeren.
Wir sind jetzt bei den Bäumen, es gibt sicher noch viel
zu sagen.*

*Nina, ich sehe auch keine Erdbeerstauden.
Doch, beim braunen Stamm hat es ganz viel.*

*Wir könnten nun einen Uebergang machen von den Bäu-
men zu den Tieren.*

*Nein, es hat dort noch eine ganz verdörrte Föhre.
Kannst du uns vielleicht sagen wo?*

*Nein, die ist nicht verdörrt, sie hat vielleicht zu wenig
Licht, ich habe das auch schon gesehen, unten sind
die Aeste abgedörrt, oben wachsen sie nach.*

*Aber Jörg meint, weil oben die Aeste und die Nadeln so
braun sind und nicht wie bei der andern grün.*

Es ist vielleicht gar keine Föhre.

Ich glaube doch, sie sehen beide gleich aus.

*Unten kommt sowieso keine Sonne hin, dann können
auch keine Aeste wachsen.*

Ich glaube, wir sind jetzt fertig mit dem Wald.

Nun sprechen wir von dem, was auf den Bäumen ist.

Auf der braunen Föhre sind zwei Eichhörnchen.

*Eines sitzt auf dem Ast und das andere klettert am Stamm
hinauf.*

Auf einer Buche sitzt ein Vogel.

Meinst du diesen hier? Das ist ein Kuckuck.

Aber ein Kuckuck hat doch nicht so helle Farben.

Woran siehst du, dass es ein Kuckuck ist?

Es steht hier oben angeschrieben.

Der Kauz sieht eher aus wie eine Schleiereule.

Man sieht es doch, dass es ein Kauz ist.

Er hat so grosse Augen.

*Mich nimmt es doch wunder, ob das ein geschützter Wald
ist oder nicht, in einem gewöhnlichen sind nicht so
viel Tiere.*

Wir könnten jetzt von etwas anderem sprechen.

Es hat ja auch noch Tiere am Boden.

Es sind fünf Rebe hier.

Eines von diesen fünf Tieren ist ein junger Hirsch.

*Er hat schon ein kleines Geweih.
Er steht auf der rechten Seite, weil der Bach gegen uns
fließt.*

*Es ist ein Rehbock und nicht ein Hirsch.
Hirsche sind sehr selten, Rehböcke sieht man häufiger.
Bei den drei grossen Rehen hat es noch zwei Junge.
Die beiden jungen Rehe sind weiss getupft, die beiden
grossen sind wahrscheinlich ihre Eltern.*

*Die beiden Jungen sind sehr ungleich gross, das eine ist
grösser und das andere kleiner.*

Vielleicht ist das grössere ein Knabe.

Dann muss es nicht unbedingt grösser sein.

*Bei den Rehen sagt man nicht Knabe und Mädchen, son-
dern Männchen und Weibchen.*

Ich habe es nur als Beispiel gesagt.

Die Männchen haben eine schwarze Brust.

Ein Reh sieht aus, wie wenn es einen Fuchskopf hätte.

*Diese Rehe müssen auch wachen, vielleicht steht ein Jäger
hinter diesem Hügel.*

*Nein, Madeleine, jetzt ist Frühling, dann ist Setzzeit
und dann darf man nicht jagen, nur im Herbst.*

*Sonst schiessen die Jäger die Mütter der jungen Rehe und
die Kleinen verhungern, weil sie meistens noch nicht
selber Futter suchen können.*

Das kleinste Reh macht so einen komischen Buckel.

Weisst du, das spielt sehr wahrscheinlich.

*Es gibt auch Jäger, die im Frühling jagen, einfach, weil
sie wollen.*

Die Ohren stehen den Rehen ganz ab.

Sie haben abstehende Ohren.

*Sie legen die Ohren nur nach hinten, wenn sie Angst be-
kommen.*

Sie lauschen, sie hören ein Geräusch.

*Vielleicht sehen sie auf uns zu, wie wenn der Maler sie
stören würde.*

Ein lustiges Bächlein fließt zwischen der Wiese.

Und dieses Bächlein ist, wie man sieht, im Wald.

Es fließt zwischen den Bäumen hindurch.

Hier auf diesem Bild hat das Bächlein kein klares Wasser.

Das ist nur der Schatten von den Bäumen.

Das Bächlein trinkt auch die Bäume.

Es hat Schwellen.

Wo siehst du Schwellen?

Hier und hier.

Das sind nur Steine oder sonst mitgeschleppte Holzstücke.

Das glaube ich nicht, denn es siebt schon aus, als wäre es ein korrigierter Bach.

Das Bächlein fliesst ja gar nicht sehr steil hinab, es braucht keine Schwellen, sonst würde es überhaupt nicht mehr fließen.

Weiter oben hat es ja auch keine Schwellen mehr, dann ist es bestimmt kein korrigierter Bach.

Lehrer:

Gefällt euch das Bild und was gefällt euch ganz besonders?

Schüler:

Es geht immer etwas auf diesem Bild, einmal springt ein Eichhörnchen von einem Ast zum andern, und das Bächlein tönt auch immer so frisch, und die Rebe sind fröhlich.

Es sieht so fröhlich aus, das ganze Bild.

Mir gefallen die Bäume sehr, aber die Rebe sind ein bisschen komisch.

Was gefällt dir nicht an den Reben?

Die Köpfe gefallen mir nicht so recht.

Hansruedi, könntest du es besser machen?

Nein, aber er kann doch schon sagen, was er findet.

Hansruedi hat ja nicht gesagt, er könne es besser zeichnen als dieser Maler.

Hansruedi meint vielleicht, die Köpfe seien nicht so gut, weil sie aussehen wie Fuchsköpfe.

Man merkt, man hat das Bild mit Freuden gezeichnet.

Derjenige, der es gezeichnet hat, hat die Farben schön zusammengestellt.

Das Bild ist ziemlich natürlich.

Es ist sogar sehr natürlich.

Ich finde, wenn es grösser gemalt wäre, so gross wie die Wandtafel, fühlte man sich ganz recht darin.

Es ist wie im Wald selbst, also ist es gut gezeichnet.

Es ist eher gut gemalt, nicht gezeichnet.

*Man muss es auch zuerst zeichnen.
Wir wollen jetzt nicht von dem sprechen.*

*Der Hintergrund ist auch schön, er passt dazu.
Mir gefällt auch, dass die Sonne so hereinschimmert und
leuchtet.*

*Mir gefällt eigentlich das ganze Bild.
Es ist ein frisches Bild.*

*Man sieht einen schönen Horizont.
Micht dünkt das ganze Bild wie am Morgen so frisch.
Es hat leuchtende Farben.*

*Die Farben passen zusammen.
Es sieht farbig aus und hat trotzdem nur wenig Farben.
Mir gefällt das Bild, weil es so schön grün ist.*

*Ich finde, wir würden die Bäume mit den gleichen Far-
ben zeichnen, so sieht es viel schöner aus, wenn es
verschiedene grüne Farben hat. Es ist auch so in einem
Wald.*

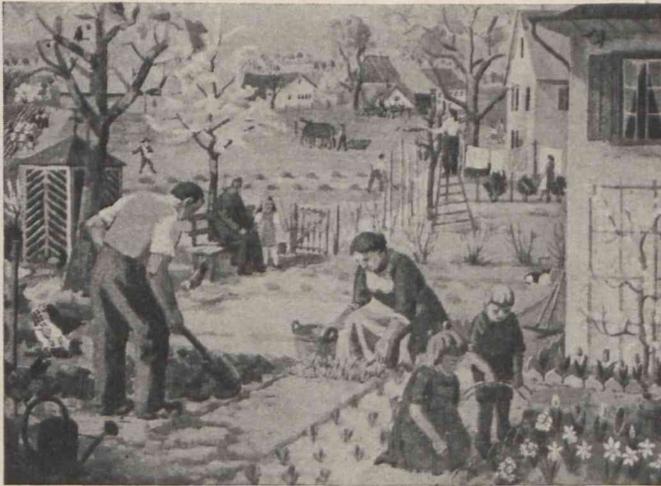
*Es ist ein lebendiges Bild, ich meine die Rehe, und man
sieht so viele Tiere, ein Tier klettert und die Rehe
gehen zum Trinken. Es läuft immer etwas im Wald.*

Die Klasse hat namentlich am Anfang Mühe, den Weg zu finden. Da sind diejenigen, die ganz einfach ihre sinnlichen Eindrücke zu übersetzen versuchen. Da sind die Wissenschaftler, die auf die Realität Eingestellten, die im Walde den Mischwald, am Bach die Korrektion sehen. Da ist der Kritiker, der am Reh den Fuchskopf und im Bach Schwellen sieht. Da sind die sprachlich Armen und Ungelenken, die gedanklich Unklaren, die Egoisten, die nicht auf den Nachbarn hören. Da sind auf der andern Seite aber auch schon jene Schüler, die auf Ordnung halten, die die Klasse vor Abwegen behüten möchten. Nach und nach wird die Besprechung geschlossener, die Beiträge gewinnen an Form und Inhalt. Wenn das Gold auch noch in ungemünzter Form da ist, so ist es immerhin vorhanden. Am Lehrer ist es, sein Leuchten zu sehen und seinen Wert zu erkennen. Mit wachsender Uebung, mit zunehmendem Alter werden sich die Ecken und Kanten abschleifen, das Gehör wird sich verfeinern, und das Gespräch wird an Form und Geschlossenheit gewinnen.

Eines ergibt sich aus dem Gespräch deutlich: Die Kinder sind vom Bild angesprochen worden. Könnte ein Zehnjähriger ein köstlicheres Urteil fällen als dieses: Man merkt, man hat das Bild mit Freuden gezeichnet! Für die Schönheit des Bildes und das Echo, das es in den Kinderherzen ausgelöst hat, sprechen die folgenden Beiträge: «Mich dünkt das ganze Bild wie am Morgen so frisch» und «Ich finde, wenn es grösser gemalt wäre, so gross wie die Wandtafel, fühlte man sich ganz recht darin.»

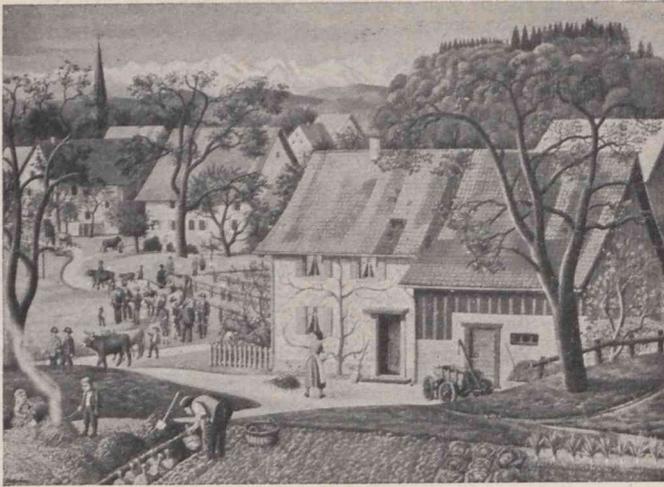
Mit solchen Aussprüchen beweist das Kind, dass es von denjenigen verkannt wird, die behaupten, es habe keinen Sinn für das Schöne in der Natur. Das Bild seinerseits hilft, den Sinn für das Schöne zu wecken. Lässt sich für einen Künstler eine schönere erzieherische Aufgabe denken?

Alfred Surber.



Frühling (Bild 56)

Maler: W. Hartung, jun., Zürich



Herbst (Bild 59)

Maler: Paul Bachmann



Winter (Bild 62)

Maler: Alfred Sidler

- Nr. 31 **Verkehrslugzeuge.** Maler: Hans Erni, Luzern.
Einzelkommentar (Max Gugolz).
- Nr. 34 **Heimweberei.** Malerin: Anne Marie v. Matt-Gunz, Stans.
Einzelkommentar (Martin Schmid, Marie Accola, David Kundert, Albert Knöpfli).
- Nr. 48 **Glesserei.** Maler: Hans Erni, Luzern.
Einzelkommentar (A. v. Arx).
- Nr. 55 **Schuhmacherwerkstatt.** Maler: Theo Glinz, Horn.
Einzelkommentar (Max Hänsenberger).
- Nr. 65 **Bauplatz.** Maler: Carl Bieri, Bern.
Einzelkommentar (Max Gross, Eugen Hatt, Rudolf Schoch).
- Nr. 70 **Dorfschmiede.** Maler: Louis Georg-Lauresch †, Genf.
Einzelkommentar (Pierre Guditz, Max Hänsenberger, Hans Stoll, Vreni Schüepp).
- Nr. 74 **Bäckstube.** Maler: Daniele Buzzi, Locarno.
Einzelkommentar (Andreas Leuzinger, Hans Stoll, Willi Stutz).
- Nr. 79 **Töpferei.** Maler: Henri Bischoff †.
Einzelkommentar (Jakob Hutter).

Märchen

- Nr. 21 **Rumpelstilzchen.** Maler: Fritz Deringer †, Uetikon am See.
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (J. u. W. Grimm, Fritz Deringer, M. Simmen, Martin Schmid).

Urgeschichte

- Nr. 30 **Höhlenbewohner.** Maler: Ernst Hodel, Luzern.
Einzelkommentar (Karl Keller-Tarnuzzer).
- Nr. 51 **Pfahlbauer.** Maler: Paul Eichenberger, Beinwil am See.
Einzelkommentar (Reinhold Bosch, Walter Drack).

Allgemeine Geschichte

- Nr. 40 **Römischer Gutshof.** Maler: Fritz Deringer †, Uetikon am See.
Einzelkommentar (Paul Ammann, Paul Boesch, Christoph Simonett).
- Nr. 72 **Mittelalterliches Kloster.** Maler: Otto Kälin, Brugg.
Einzelkommentar (Heinrich Meng, Wettingen).
- Nr. 66 **Burg.** Maler: Adolf Tjèche, Bern.
Einzelkommentar (E. P. Hürlimann, René Teuteberg).
- Nr. 35 **Handel in einer mittelalterlichen Stadt.** Maler: Paul Boesch, Bern.
Einzelkommentar (Werner Schnyder).

Schweizergeschichte

- Nr. 71 **Alamannische Siedlung.** Maler: Reinhold Kündig, Horgen.
Einzelkommentar (Hans Ulrich Guyan).
- Nr. 44 **Die Schlacht bei Sempach.** Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen.
Einzelkommentar (Hans Dommann †).
- Nr. 45 **St. Jakob an der Birs.** Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen.
Einzelkommentar (Albert Bruckner, Heinrich Hardmeier).
- Nr. 23 **Murten 1476.** Maler: Otto Baumberger, Unterengstringen (Zeh.).
Sammelkommentar zur 4. Bildfolge (Georg Thürer, E. Gagliardi †, E. Flückiger, E. A. Gessler †, Hch. Hardmeier).
- Nr. 58 **Giornico 1478.** Maler: Aldo Patocchi, Lugano.
Einzelkommentar (Fernando Zappa).
- Nr. 53 **Alte Tagsatzung.** Maler: Otto Kälin, Brugg.
Einzelkommentar (Otto Mittler, Alfred Zollinger).
- Nr. 5 **Söldnerzug.** Maler: Burkhard Mangold, Basel.
Einzelkommentar (Hch. Hardmeier, Ed. A. Gessler †, Christ. Hatz †).
- Nr. 54 **Bundesversammlung 1848.** Maler: Werner Weiskönig, St. Gallen.
Einzelkommentar (Hans Sommer).
- Nr. 27 **Glarner Landsgemeinde.** Maler: Burkhard Mangold, Basel.
Einzelkommentar (Otto Mittler, Georg Thürer, Alfred Zollinger).
- Nr. 32 **Grenzwacht (Mitrailleure).** Maler: Willi Koch, St. Gallen.
Einzelkommentar (Robert Furrer, Charles Grec, Karl Ingold, Paul Wettstein).
- Nr. 75 **Fahnenziehung 1945.** Maler: Werner Weiskönig, St. Gallen.
Einzelkommentar (Hs. Thürer, Theo Luther, Max Nef).

Orbis pictus (Auslandserie)

- Nr. 63 **Fjord.** Maler: Paul Röthlisberger, Neuchâtel.
Einzelkommentar (Hans Boesch, W. Angst).
- Nr. 64 **Wüste mit Pyramiden.** Maler: René Martin, Perroy sur Rolle.
Einzelkommentar (F. R. Falkner, Herbert Rieke).
- Nr. 68 **Oase.** Maler: René Martin, Perroy sur Rolle.
Einzelkommentar (M. Nobs).
- Nr. 76 **Vulkan.** Maler: Fred Stauffer, Wabern.
Einzelkommentar (Karl Suter).
- Nr. 84 **Reisplantage.** Maler: Georges Item, Biel.
Einzelkommentar (Werner Wolff).

B
4
F